



stimme

von und für Minderheiten

Welcher Balkan?

Balkan-Variationen

Unter *Levantiner* versteht man in der deutschen Alltagssprache einen Menschen aus der Levante, einen „Kleinasiaten“. In einem meiner Wörterbücher steht sogar „kleinasiatischer Kaufmann“ dafür. Im Türkischen bezeichnet dasselbe Wort aber jemanden, der europäischer, zumeist italienischer Herkunft ist und seit Generationen im Mittelmeerraum lebt. Zwei geografisch unterschiedliche Perspektiven, zwei gegensätzliche Bedeutungen.

Beim Redigieren der *Thema*-Beiträge zum vorliegenden Heft musste ich mehrmals über die radikalen Unterschiede in der Wahrnehmung ein und desselben Gegenstands nachdenken. Woher rühren diese Unterschiede? Ist es nur die regionale/kulturelle Brille, die uns Dinge so different erscheinen lässt? Landkarten sind seit jeher der beste Ausdruck der zentristischen Weltbetrachtung: In der Mitte der eigene Kontinent, rechts davon der Osten und unten der Süden – als hätte die Erde kurz aufgehört, sich zu drehen, und würde für ein Foto vor dem zentristischen Betrachter posieren. Aber handelt es sich wirklich um *einen* Gegenstand, um ein und denselben, wenn seine Wahrnehmungen dermaßen unterschiedlich ausfallen? Ist zudem eine solche Wahrnehmungspluralität wirklich so positiv, wie oft gepriesen, oder wird das Gerede vom Zusammenprall der Kulturen stets aus dieser Quelle gespeist?

Just das Wort „Balkan“ ruft solche Fragen hervor, zumal es immer schon radikal unterschiedliche Wahrnehmungen erzeugte. Immer schon? Wahrscheinlich war der Balkan Alexanders des Großen ein anderer als jener unter osmanischer Herrschaft, und weder der eine noch der andere entspricht dem Balkan, von dem wir heute reden. Zwei historische Einschnitte, beide mit Kriegen verbunden, gestalteten maßgeblich das Balkan-Bild, das heute im Westen dominiert: die Balkankriege 1912 und 1913 sowie der Krieg

im ehemaligen Jugoslawien. Seither wird der Balkan nicht nur als eine geopolitische Einheit mit einer klaren kulturellen Grenze zum Westen betrachtet, sondern auch als ein Wort, das „separatistischen Kleinnationalismus“ ebenso assoziiert wie „ethnisch bedingte Brutalität“.

Sehen wir einmal von der Tatsache ab, dass der Westen am Hervorgehen dieser zugeschriebenen „Balkan-Eigenschaften“ aus Kriegen und aus deren Fortsetzung mit anderen, nämlich politischen Mitteln gar nicht so unbeteiligt war, wie er es gerne hätte. Mich beschäftigt eine andere Frage: Warum ist das Bild vom hinterwäldlerischen, bestenfalls eigenbrötlerischen Balkan so hartnäckig, dass sogar die Bilder, die wohlwollende Geister diesem entgegensetzen, ebenfalls eine „Anomalie“ aufweisen?

Konkret formuliert: Wieso ist *Balkan*, im politischen Sinn, heute ein problematisches Wort für westliche Ohren, während dieselben Ohren den Klang desselben Wortes, im kulturellen Sinn, wie Musik – vor allem *als* Musik! – wahrnehmen? Wieso kann ein Begriff politisch dermaßen spalten, während er kulturell dermaßen verbinden kann? Warum zittert der Mitteleuropäer vor dem Fernseher vor Wut, weil er wieder einmal einer politischen „Barbarei am Balkan“ quasi beiwohnen musste, und geht eine Stunde später mit seinen FreundInnen zum Konzert einer Blasmusikkapelle aus Serbien, um sich dort gerührt und geborgen zu fühlen?

Die Frage kann auf die beiden Sphären ausgedehnt werden, die der *Kulturbegriff* im Allgemeinen mit sich schleppt wie zwei Seelen in seiner Brust: Warum trennt *Kultur*, verstanden als „kollektive Eigenschaft“ (immer im Plural: *Kulturen*, und entweder gefährdet oder gefährlich), während *Kultur*, verstanden als Burg und Oper, natürlich auch als „Volksmusik“, verbindet? MusikerInnen oder SchauspielerInnen aus beliebigen

Ländern dieser Welt kommen zusammen und bieten über alle Grenzen hinweg ein tolles kulturelles Produkt an. Auf die Frage der Journalistin antworten sie nach der Darbietung aus einem Mund (wenn auch etwas verträumt): „Kultur verbindet!“ Das Merkwürdige ist, dass wir haargenau dieselbe Antwort auch von jedem Individuum aus dem Publikum hören würden. Und dass die meisten dieser Individuen, kaum stehen sie wieder draußen, über eine vorbeihuschende Kopftuchträgerin kräftig schimpfen würden – wegen ihrer „so anderen Kultur“.

Ich kann diesen Doppelstandard, diese inkonsistente Haltung bis heute nicht verstehen: mit einem Wort zwei Welten zu schaffen und dabei kein Unbehagen zu spüren.

Zurück zum Balkan: Wird dieser Name durch heftigen Konsum der Balkan-Musik und des Balkan-Theaters und der Balkan-Literatur etwa rehabilitiert? Wohl kaum! Sonst hätte die EU nicht vor Kurzem ein neues Wort eingeführt, um die Guten von den Nichtsoguten zu trennen: *Westbalkan*. Damit bezeichnen die Bürokraten (mittlerweile auch die Medien) jenes Ensemble von Ländern, die *nach* keine EU-Reife an den Tag legen: Albanien, Bosnien-Herzegowina, Kroatien, Mazedonien, Montenegro, natürlich auch Serbien. Bulgarien und Rumänien sind bald aus dem Schneider, sie sind nicht mehr Balkan, sondern fast schon Europa (Slowenien ist es bereits lange). Es besteht auch für die anderen aufgezählten Länder der Wunsch und die Chance, dass sie irgendwann einmal in die EU hinein kommen – daher die Vorsilbe „West-“. Sie sind allerdings derzeit noch Balkan, darum also „Westbalkan“. Auch hier: ein Wort und zwei Welten!

Ein anderes Wörterbuch, das ich zu Hause liegen habe, gibt mir aber Grund zur Hoffnung. Darin steht nämlich unter *Levantiner*: „die in der engeren Levante geborenen Abkömmlinge v. Europäern u. oriental. Müttern“. Das ist versöhnlich und deutet zumindest auf Verbindungen hin. Wohl gemerkt: Es handelt sich auch um ein Fremdwörterlexikon.

Hakan Gürses

impressum

STIMME von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt des Vereins zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*). Medieninhaber und Verleger: Bürgerinitiative Demokratisch Leben, Klostersgasse 6, A-6020 Innsbruck; Herausgeber: Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*), Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/586 12 49-12, E-mail: office@initiative.minderheiten.at; Klostersgasse 6, 6020 Innsbruck, Tel. & Fax: 0512/586 783; Redaktion: Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/586 12 49-18, Fax: 586 82 17, E-mail: stimme@initiative.minderheiten.at. Chefredakteur: Hakan Gürses. Redaktionelle Mitarbeit: Hikmet Kayahan (hk), Gerald K. Nitsche (gkn), Vladimir Wakounig, Franjo Schruiff, Ursula Hemetek, Michael Örtl, Cornelia Kogoj, Beate Eder-Jordan, Gerd Valchars, Anita Konrad, Petra Pfisterer. Ständige AutorInnen: Erwin Riess, Kahlauer, mh, ede, M. Fürst. Fotoredaktion: Salon Renate. Zeichnungen: Andreas Ohrenschall, Hakan Gürses. Grafische Gestaltung: schultz+schultz-Mediengestaltung. Herstellung (Repro & Druck): Drava Verlags- u. Druckgesellschaft m.b.H., Tarviser Str. 16, A-9020 Klagenfurt/Celovec, Tel.: 0463/50 566. Verlags- und Erscheinungsort: Innsbruck; Verlagspostamt: 6020 Innsbruck. Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben. Aboverwaltung: Vida Bakondy (Redaktionsadresse) E-mail: abo@initiative.minderheiten.at; Jahresabo (4 Hefte): € 20,- / für Vereinsmitglieder kostenlos.

Impressum	2
Mein Balkan Ljubomir Bratić	4
Feminismus vor der Pension Đurđa Knežević	6
Das Land der scharfen Würste Erwin Riess	9
Warum Balkan-Idioten Balkan-Apachen lieben Richard Schuberth	10
Die musikalische Konstruktion des Balkans als „emotionales Territorium“ Alenka Barber-Kersovan	12
Codeswitching in urbaner Balkanmusik Victor A. Friedman	14
Salade macédoine & deutsche Eier Richard Schuberth	16
Brief aus Istanbul Gerald Kurdoğlu Nitsche	18
Erst geköpft, dann gegangen. Ein Blick auf „Saraj“ von innen Burak Büyük	19
Von Grund auf sicher? Zum geplanten bedarfsorientierten Grundsicherungsmodell Lilli Frysak	20
Geschehen	21
Kulturen & Künste	22
Tipps	24
Kahlauers Tagebuch	27

Thema: Welcher Balkan?

Der Balkan dient dem Rest Europas seit jeher als Projektionsfläche – aber das gilt nicht nur für die medial aufgearbeitete öffentliche Wahrnehmung. Sogar die kritische Rede über die „Balkanophobie“ weist bisweilen Züge auf, die nicht zuletzt durch ihre Balkan-Begeisterung und -Romantik zu dieser Projektion beitragen.

Im vorliegenden STIMME-Heft mit dem Balkan-Schwerpunkt versuchen wir, einerseits das europäische Balkan-Bild kritisch unter die Lupe zu nehmen, andererseits die vielfachen Projektionen zu verstehen – um zu der Frage vorzudringen, *welchen Balkan* wir jeweils meinen, wenn wir von dieser Halbinsel sprechen.

Die AutorInnen der Thema-Beiträge haben dementsprechend unterschiedliche Zugänge. Ljubomir Bratić beschreibt einen „ganz privaten“ Balkan – verstanden weniger als geografische Region als vielmehr die eigene (und die vieler anderer MigrantInnen) Vergangenheit zwischen dem Warten auf den eingewanderten Vater und der eigenen Migration.

Auch Đurđa Knežević befasst sich kritisch mit der Vergangenheit, allerdings im politischen Kontext des Feminismus im ehemaligen Jugoslawien und den heutigen Nachfolgestaaten – am Beispiel Kroatiens.

Anhand der scharfen Wurstware, Bosna genannt, rechnet Erwin Riess' Groll ebenfalls

mit der Vergangenheit ab. Die liebevolle Erinnerung an die in der Frühjugend gern konsumierte Speise enthält aber auch politisch Brisantes.

Richard Schuberth, studierter Ethnologe, bekannter Musikjournalist, Autor und künstlerischer Leiter des Festivals „Balkan Fever“ hat vieles zum Thema zu sagen. Daher haben wir gleich zwei Beiträge von ihm veröffentlicht. Während sein erster Text eine sarkastische und sprachgewaltige Auseinandersetzung mit den Kontrahenten am *Balkan* darstellt, wird sein zweiter Beitrag vergleichsweise von einer „Güte“ getragen, die uns „historische Geschenke“ in Form von Fakten beschert.

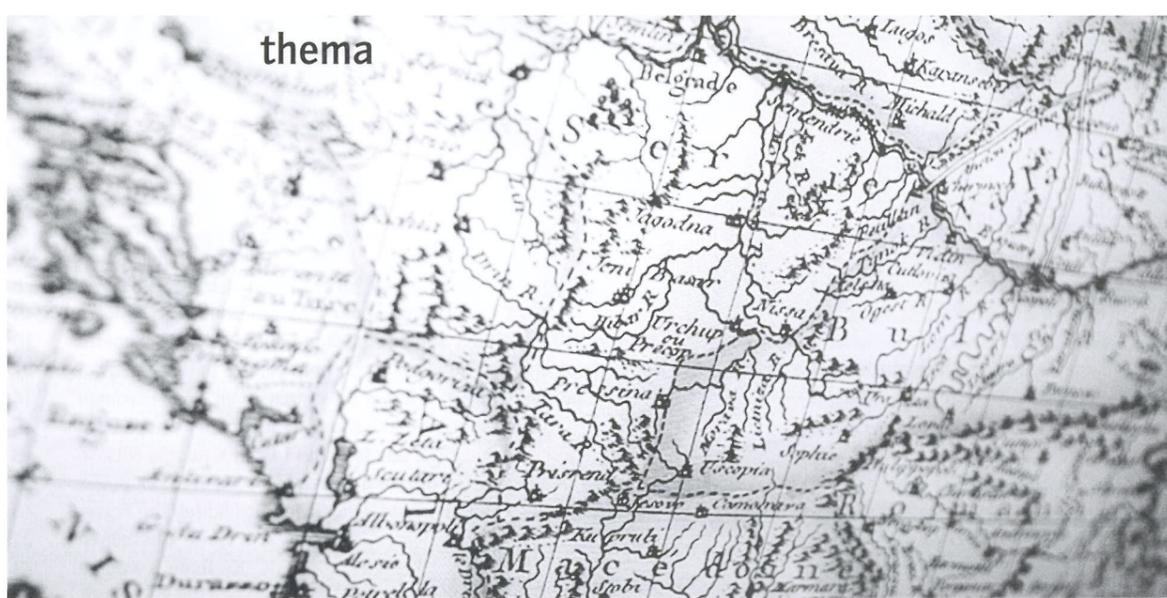
Zwei wissenschaftliche Beiträge präsentieren den Balkan als schier unerschöpfliche Quelle für Linguistik und Musikforschung. Alenka Barber-Kersovan widmet ihren Beitrag der europäischen Rezeption der „Balkan-Musik“, insbesondere anhand der unterschiedlichen Aufnahme von „Yugo-Rock“ im ehemaligen Jugoslawien und im „Westen“. Im Zentrum von Victor A. Friedmans Text steht der Begriff „Codeswitching“. Der Autor untersucht durch zahlreiche Liedtext-Beispiele die unterschiedlichen kulturellen wie soziopolitischen Implikationen des Wechsels von sprachlichen Codes in Liedern.

Der *Brief aus Istanbul*, in dem Gerald Kurdoğlu Nitsche diesmal von der Entstehung der Anthologie *Südostwind* (siehe auch

Besprechung auf S. 24) erzählt, rundet den Themenschwerpunkt ab.

Die STIMME-Redaktion möchte sich bei zwei Personen, die einen konzeptionellen und redaktionellen Beitrag zum Zustandekommen dieser Ausgabe geleistet haben, herzlich bedanken: Ursula Hemetek, bekannte ethnomuskologische Forscherin und Ideengeberin zu diesem Schwerpunkt, ermöglichte, wie Ljubomir Bratić auch, das Einladen von profunden ExpertInnen als AutorInnen für die vorliegende Ausgabe.





Wieder einmal mussten die Menschen aus der Geschichte lernen, dass die Freiheit ohne Gleichheit nur einen Freibrief für Raubrittertum bedeutet. Zu spät! Viele aber beginnen sich zu fragen, für wie lange zu spät?

Mein Balkan

Ljubomir Bratić

Was fällt mir zum Balkan ein? Partisanenfilme, Jugoslawien, Großeltern, Gastarbeiterroute, frühe Erinnerung an ein düsteres Bild des Belgrader Bahnhofs. Die Väter schwer bepackt mit Koffern. Die grimmigen österreichischen Zollbeamten. Erleichterung nach der Grenze. Das Fleisch und der Schnaps und all die Habseligkeiten durften wieder einmal geschmuggelt werden. Schlafen im klappernden Zug. Bahnhofstation Sanski Most. Warten. Gebackene Hähnchen, die an alle im Abteil Anwesenden verteilt werden. Haben wir nicht schon in der Schule gelernt, dass es am besten schmeckt, wenn mit allen geteilt wird? Männer, die Bier trinken. Polizei, die dort *Milizej* hieß.

Was war das, dieses mein Balkan? Wessen Balkan? Mit fehlt dazu noch ein großer Hit von *Azra* ein, einer New-wave-Band der 80er und 90er Jahre in Jugoslawien. Der Refrain geht so: „Balkan, Balkan, du mein Balkan, sei mir mächtig und halte dich aufrecht!“ Blicken wir zurück auf das Ende der 1970er Jahre. Der Punk kam zu uns. Wir bestellten unsere Platten aus den Katalogen direkt in London. Ja, die erste Platte von *The Clash*, die ich stolz in die Schule trug, um sie bei der großen Pause allen anderen zu zeigen. Die liegt noch immer irgendwo in meiner verstaubten Plattenammlung. Dem vor drei Jahren verstorbenen Joe Strummer widmete der vor einem Jahr verstorbene Johnny Cash auf seiner letzten CD ein Lied. Die zwei hätten wir uns in den Spätsiebziger nicht einmal im Traum zusammen denken können. Die Haare gebleicht mit Wasserstoffperoxyd und gestylt mit UHU-Kleber – der in Jugoslawien OHO hieß. Erste Lieben. „Sex ist langweilig!“

Alle im Gymnasium wollten studieren: Die Bauernkinder, die Arbeiterkinder, die Angestelltenkinder. Sie alle hatten noch

Zukunft. Und auch viele Möglichkeiten, ein Stipendium zu bekommen. Es fällt mir ein, dass wir viel gelacht hatten und trotzdem so taten, als ob wir auf nichts Bock hätten. „No future!“ war die von Johnny Rotten ausgegebene Parole. Wir lasen Nietzsche und Sartre. In der Schule war Marxismus angesagt. Aber wer interessierte sich denn für Marx? Marx und Engels – das waren die Denkmäler in den Büros der Polizisten. Und mit Polizisten hatten wir keine Friedenspfeife geraucht. Wir sprühten die öffentlichen Wände, und sie schlugen auf uns dort, wo sie uns erwischten. Aber wir waren deren Kinder, und sie waren unsere Väter. Ein Teil davon. Denn der andere Teil der Väter hatte sich schon, bevor wir in die Schule kamen, in Richtung Westen verabschiedet. Ich meine nicht die Generation, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg als Nazikollaborateure in Richtung Westen verabschiedete. Um von dort aus Jahrzehnte lang an der Zerschlagung Jugoslawiens zu werken – was ihnen zuletzt auch gelang. Ich meine unsere Väter, die im Nachkriegsjugoslawien aufgewachsen waren und im arbeitsfähigen Alter plötzlich entdeckten, dass es in einem sozialistischen Land, wo es offiziell keine Arbeitslosen geben dürfte, keine Arbeit für sie gab.

Mir fallen noch die heute großteils vergessenen Namen Lumumba, Sukarno, Nkrumah, Nasser ein ... Namen der vielen Anführer der blockfreien Bewegung. Dritte Welt. Tito, der im „Sutjeska“, einem der meistgeliebten Partisanenfilmschinken, am Anfang einer langen Kolonne von Kämpfern und Kämpferinnen und auf einem weißen Pferd aus dem Nebel erscheint. Mir fallen die Studenten und Studentinnen der „brüderlichen Völker“ aus Afrika und Asien ein, die in jugoslawischen Universitätszentren studierten. Später in

Ljubomir Bratić,
Philosoph und freier Publizist.

Österreich, als ich als Flüchtlingsbetreuer arbeitete, traf ich einen Arzt, der aus Ägypten zum Studieren gekommen und in Sarajevo geblieben war. Dort hatte er geheiratet und war während der Belagerung von Sarajevo nach Österreich geflohen. Als Jugoslawe, als Bosnier, als Ägypter – als was hätte ich ihn in die Karte aufnehmen sollen? Als Überbleibsel einer verlorenen Welt, wie er mir versicherte. Es gibt uns nicht mehr, sagte er zu mir, aber es gab uns. Und das genügt, um ein Teil der Geschichte zu bleiben.

Es gab eine Welt des Fortschrittsglaubens, des angedachten besseren Wegs zwischen den Betonblöcken der zwei Supermächte, an deren Präsidenten ich mich jetzt nicht so leicht erinnern kann. Es gab diese Welt, und es gab sie wiederum nicht. Denn wir waren alle in einer Richtung fixiert. Wir kannten die Zustände in Rumänien, in Bulgarien und in der Sowjetunion. Viele fuhren dorthin, um für ein Paar Jeans sich wochenlang bedienen zu lassen. Wir, ein Teil des Balkans, den immer die Anderen, der Westen – wie Maria Todorova es präzise gezeigt hat –, nach ihrem Gutdünken definierten, also wir blickten stramm in Richtung Westen. Ein Westen, der uns von Popmagazinen vermittelt wurde und auch von den Eltern, die immer wieder mit Koffern, voll bepackt mit Bananen, „nach Hause“ kamen. Je länger sie dort blieben, umso mehr reduzierte sich unsere Kommunikation auf die gespielte Freude beim Wiedersehen. Die Eltern schmerzte das. Uns Kindern war es egal. Dann landeten auch wir dort, wo sie waren. Den Balkan

hinter uns lassend, irgendwo im Westen: in Tirol, Wien, München, Köln, Paris, Berlin, Frederikswerk, Hilerod ... viele Städte, wo wir waren und wo wir geblieben sind.

Jetzt von hier auf den Balkan zurückblickend, vermischen sich die Träume unserer Kindheit mit den Träumen unserer Eltern und mit den Träumen eines sozialistischen Landes, das *dazwischen* prosperieren wollte – bis es dort, in seinem Riss gefangen, zerquetscht wurde. Träume von einem besseren Leben, ohne zu begreifen, dass das bessere Leben eben dort auf dem Balkan war. In einem Großteil Jugoslawiens lebten die Menschen in den 60er und 70er Jahren besser als in Österreich. Diejenigen, die aber dort keinen Platz fanden, mussten weiterziehen, eben nach Deutschland. Weil Tito mit Willy Brandt den Vertrag unterzeichnet hatte, worin Jugoslawien auf die Reparationszahlungen von Deutschland (wegen der Verwüstungen und eineinhalb Millionen Toten im Zweiten Weltkrieg) verzichtete, durften die Gastarbeiter nach Deutschland. Und eben auch nach Österreich. Weil 30 Jahre zuvor die Ostmark ein Teil von Großdeutschland war.

Und jetzt ist dieser gesamte Balkan ein großes Protektorat geworden. Das Rad der Geschichte hat sich weiter gedreht. Jene, die in der Schule von Marx nichts hören wollten, entdecken heute, dass man ohne *Das Kapital* gelesen zu haben, gar nicht verstehen kann, was so vor sich geht. Und die anderen, die Marx dort unbedingt allen aufdrängen wollten, entdeckten schnell das Vokabular der „bürgerlichen Freiheit“,

während sie fleißig das gesamte kollektive Eigentum der Balkanstaaten in bare Münze umwandelten.

Eines aber ist und bleibt ein Faktum. Es wurde gestohlen in Jugoslawien. Es gab Besser- und Schlechterstehende. Aber ein Gutstehender hatte eine, zwei, drei Wohnungen, Häuser usw. und möglicherweise als Direktor einer Fabrik einen Fahrer, der ihn zum Mittagessen nach Hause chauffierte. Ein Arbeiter hatte aber eine billige Wohnung oder die Möglichkeit, in absehbarer Zeit eine zu bekommen. Auf ein Auto wartete man ein paar Jahre, aber leistbar war es. Viele Arbeiter bauten sich zusätzlich so genannte *Wikendhäuser* – in Anlehnung an die russische Tradition der Datschas, Ferienhäuser. Und nicht so wenige hatten Wohnungen oder Ferienhäuser an der Adriaküste. Die Kinder der Arbeiter mussten keineswegs Arbeiter werden.

Jetzt aber gibt es ein paar Milliardäre und eine überwiegende Mehrheit, die tagtäglich ums Überleben kämpft. Und für die Kinder dieser Mehrheit erscheint es heute als die einzige Möglichkeit, in Richtung Westen auszuwandern. Dort erwartet sie der schon reservierte Platz als Subproletariat. In den nächsten Generationen werden die ArbeiterInnenkinder nur Arbeiterinnen und Arbeiter werden können.

Wieder einmal mussten die Menschen aus der Geschichte lernen, dass die Freiheit ohne Gleichheit nur einen Freibrief für Raubrittertum bedeutet. Zu spät! Viele aber beginnen sich zu fragen, für wie lange zu spät?

die grüne
bildungs-
werkstatt

GRÜNE
BILDUNGSWERKSTATT
MINDERHEITEN

0664/914 41 28

zlatka.vlasich-melisits@wellcom.at

Die Grüne Bildungswerkstatt ist eine Ideenwerkstatt mit dem Ziel

- politische Inhalte mit einer breiten Öffentlichkeit zu diskutieren
- zur Bewusstseinsbildung über politische Zusammenhänge beizutragen und zu politischem Handeln zu motivieren
- das nötige Handwerkszeug für politische Beteiligung anzubieten
- als Schnittstelle zwischen ExpertInnen, zivilgesellschaftlichen Organisationen und politischen AkteurInnen aufzutreten
- grundsätzliche Orientierungen für die Programm- und Bildungsarbeit zu entwickeln.

Im Zentrum unserer Bildungsarbeit steht die Suche nach einem umfassenden Denkrahmen für grüne Politik, der neben dem Grundwert der Ökologie auf Solidarität, Basisdemokratie, Selbstbestimmung, Gewaltfreiheit und auf einer feministischen Grundhaltung beruht.

Neulich war ich in Sarajevo beim Festival der Frauenkunst, passend PitchWise genannt. Man könnte auch über das Festival zur Gänze schreiben, das hat es sicher verdient, aber, mit vollem Respekt (und Gefühl der Schuld für eine andere Gelegenheit), es drängte sich nur eine Szene des Festivals auf als ein spezifisches Paradigma dessen, was Feminismus heutzutage in diesen Gegenden ist. Wenn ich „in diesen Gegenden“ sage, meine ich vor allem Kroatien, beziehungsweise auch etwas weiter und breiter: den Raum der nach dem Zerfall Jugoslawiens neu entstandenen Staaten. Eines der Festivalereignisse war nämlich auch die Erinnerung an die jetzt bereits mythische Konferenz jugoslawischer Feministinnen (unter Teilnahme auch mancher aus den westlichen Ländern) „Genosse/in Frau“ 1978 in Belgrad.



Đurđa Knežević ist Begründerin (1992) und Leiterin der Fraueninfothek in Zagreb. Ehemalige Leiterin des „Revolutionsmuseum des kroatischen Volkes“ in Zagreb, ist sie derzeit die Herausgeberin und Redakteurin der feministischen Zeitschrift „Brot und Rosen“. Essayistin, Literatin und Journalistin.

Feminismus vor der Pension

Đurđa Knežević

Wir wollen weder über diese längst vergangenen Tage noch über das Geschehen bei der Konferenz selbst reden. Interessanter als das ganze Reden drängte sich mir eine Szene auf, nämlich die Gestaltung des Raumes, in dem die Session stattfand. An einer Wand wurden die Fotos von der Konferenz aus dem Jahr 1978 aufgehängt, an der gegenüberliegenden Wand die Fotos aus späteren Zeiten, überwiegend aus den Neunzigern. Das Ungleichgewicht zwischen den beiden Seiten war vielfach und offensichtlich.

Die Reihe aus der früheren Zeit zeigte Schwarzweißfotos, die andere Reihe zeichnete sich durch satte Farbe aus. Beim Ersteren dominieren Gruppenfotos, Dutzende von zusammengedrängten Körpern und Köpfen um die langen Konferenztische, Mikrofone in Unordnung und Gruppen vor den Rednerpulten. Viel Tabakrauch und die nicht versteckten Zigaretten in den Händen und an den Mündern. Auf den Fotos ist der Eindruck der Dynamik (Körperbewegungen, intensive mit dem Kameraauge erfasste Gestikulation, ein ganzes Spektrum aus Gesichtern, die sich der Kamera überhaupt nicht bewusst sind, die lachen oder besorgt sind, unzufrieden oder momentan aus Müdigkeit abwesend wirken). Kurzum, das Gruppenporträt einer Versammlung von großer emotionaler und intellektueller Intensität.

Die andere Wand, in Farbe, mit den 15-20 Jahre später aufgenommenen Fotos, hauptsächlich statische Porträts von Frauen (Kopf und Torso, etwas unter Augenhöhe aufgenommen), die direkt in die Kamera blicken. Nur einige Gruppenfotos mit höchstens fünf Personen drauf, welche dabei die Kamera bemerken, das heißt: posieren. Der Hintergrund – oder die unmittelbare Umgebung – ist entweder völlig vernachlässigt oder besteht aus Plakaten. Die ersteren Fotos bzw. die Akteurinnen drauf zeugen sehr lebendig davon, worum es damals gegangen ist, worüber gesprochen wurde, über etwas, was der zwischen diesen Personen (her)gestellte Gegenstand der Aufmerksamkeit und des Engagements war, etwas außerhalb ihrer selbst, etwas, wozu sie einen Bezug hatten (intellektuell, psychologisch, emotional). Wir wissen, dass sie über den Feminismus im damaligen gesellschaftlichen und politischen Kontext diskutiert haben. Die zweite Fotoreihe zeigt

jedoch einzelne Porträts, die auf uns blicken, die aber weder miteinander verbunden sind noch durch etwas Außenstehendes verbunden werden, durch keinen Gegenstand, um den es sich dabei handeln und der dadurch eine Gemeinsamkeit bilden würde. Es ist (nur scheinbar) ein Paradoxon, dass die Akteurinnen der ersteren Versammlung nicht an der Gestaltung der Gemeinsamkeit als solcher gearbeitet haben, sondern an der Zergliederung mancher Probleme aus der allgemeinen Gesellschaftssituation (jenem Gegenstand, der außen ist und zwischen sie gestellt wurde), oder noch präziser, sie haben sich politisch betätigt und gerade dadurch gemeinsam gehandelt. Die andere Fotoreihe versucht mit dem Aneinanderreihen von Frauenporträts das Fehlen jenes Gegenstandes des Interesses zu ersetzen, der sie versammeln und mental mobilisieren würde, sodass durch bloßes Aneinanderreihen von einzeln aufgenommenen Frauenfotos die rationale (gemeinsame) Grundlage ersetzt und die (imaginäre) an der einzigen – geschlechtlichen – Grundlage basierende Gemeinschaft dieser Frauen hervorgehoben wird.

Ohne irgendeine besondere Absicht, außer dass die feministische Bewegung über einen längeren Zeitraum, d. h. von ihren Anfängen an, durch Fotos dokumentiert wird, haben die Organisatorinnen durch diese Präsentation eine spezifische visuelle Verständnisgrundlage aufgestellt und buchstäblich jeden Wandel gezeigt, letztendlich auch den wesentlichen Unterschied zwischen den Zugängen, die unter dem Begriff des Feminismus während der zwei Zeitperioden vorhanden waren.

Die zwei feministischen Wellen

Die erste feministische Welle charakterisiert die Orientierung an Politik und an politischem Handeln, das Bewusstsein, dass es um tiefgreifende Veränderungen des gesellschaftlichen Bewusstseins geht (bzw. gehen sollte), worin sie sich von den Vertretern der herrschenden Politik nicht unterschieden haben. Aber die Feministinnen haben nicht so den Fokus des Interesses verändert, wie sie das Interesse ausgeweitet und gleichberechtigt zu den „Produktionsverhältnissen“ und zur „sozialistischen Selbstverwaltung“ mehrere Interessensfelder eingeschlossen haben. Es wurde nicht mehr ausschließlich

über die Kategorien „des Klassenproblems“ bzw. über „die Befreiung des Proletariats und somit auch der Frau als Proletarierin“ gesprochen, sondern die Feministinnen wiesen auf psychologische Kategorien, auf Probleme der alltäglichen Beziehungen zwischen den Geschlechtern hin, die perpetuiert wurden und den gesellschaftlichen, durch patriarchales Erbe und Gesellschaftskonservatismus imprägnierten Status quo beließen. Letzteres ist in vielem der Vernetzung und dem Lernen vom Feminismus westlicher Länder zu verdanken, welcher einen großen Einfluss auf die späteren zwei Dekaden haben wird¹.

Aber hier interessiert uns jene andere Welle (der Neunziger und danach), die immer noch aktuell und wirksam in unserer Gesellschaft ist. Jetzt reden wir schon über den engeren Rahmen, über den Rahmen Kroatiens. Und wirklich, wenn wir auf den Zeitraum der vergangenen zwei Dekaden zurückblicken, verzeichnen wir in Kroatien immer mehr Frauenorganisationen, sogar eine gewisse Dezentralisierung, es werden viele Aktivitäten gemeldet, und gleichzeitig, nur scheinbar paradox, fehlt eine konsistente Politik, die auf einem Programm basieren würde, das sich nicht auf die bloße Tatsache des Geschlechtes stützen würde. Denn, wie schon einst Nadežda Čačinović darüber geschrieben hat, „Wir Frauen‘ kann kein Programm sein“. Die Tatsache, die leicht durch intellektuelle und politische, öffentliche (schriftliche) Produktion zu belegen ist, lautet, dass was unter dem Begriff Feminismus seit den Neunzigern geführt wird – da es keine Regime-Hindernisse für die Freiheit der Vereinigung und des öffentlichen Handelns mehr gibt –, ganz einfach die kritische Position der Relation zur Ganzheit gesellschaftlicher Bewegungen und die Entwicklung von alternativen politischen Konzepten für die gesellschaftlichen Veränderungen verlassen hat.

Das ist besonders während des Krieges passiert, als der Feminismus in überwiegend humanitären Aktivismus ohne politisches Programm transformiert wurde (die klare und öffentliche Ablehnung mancher Organisationen, sich in die nationalistische Politik einzufügen, sowie die prinzipielle Ablehnung der patriarchalen Normen erreichen noch immer nicht die Ebene eines politischen Programms). Unter solchen Umständen konnte man fast nicht anders. Aber wenn man weiß, dass unter den Kriegsumständen auch „der Krieg“ um die autoritäre Dominanz der Nation gegenüber dem Individuum, des Staates gegenüber der Gesellschaft, der ethnischen Mehrheit gegenüber den Minderheiten, aber auch des Patriarchats

gegenüber den Frauen geführt wurde, gab es auch unter diesen schwierigen Bedingungen und besonders bei der späteren allmählichen Lockerung und Normalisierung sehr wohl Bedarf, das ganze Gefüge kritisch zu dekonstruieren und die Stützen für eine andere Politik zu suchen: sowohl wegen der Gleichberechtigung der Frauen als auch wegen der persönlichen Freiheit und der gleichen Chancen für alle. Auch wenn der Aktivismus in den schlimmsten Zeiten bei Abwehrreaktionen gegenüber dem vulgären, oft auch gewaltsamen patriarchalen Primitivismus bleiben musste, hätte man doch nicht auch beim Hinterfragen dieses Zustands, seiner Ursachen und der Perspektiven bei bloßer Abwehrposition von „uns Frauen“ mit unvermeidlichen essenzialistischen Implikationen bleiben müssen.

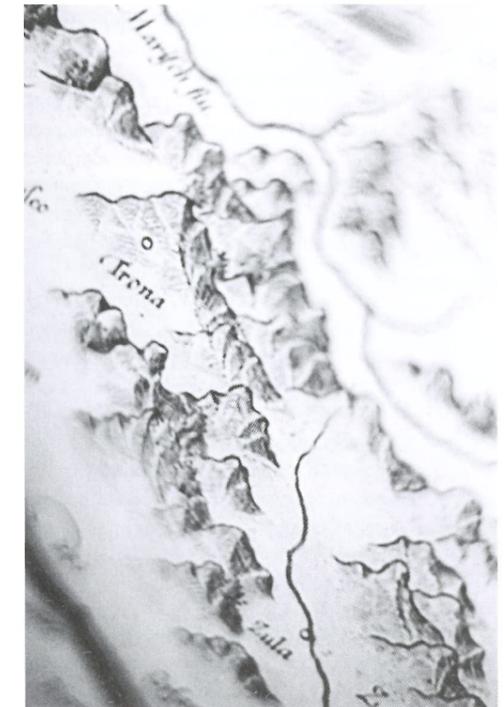
Fehlende konsistente Kritik des Ganzen

Das, was sich aus all dem entwickelt hat und was wir heute haben, ist, kurz gesagt, das Fehlen einer konsistenten Kritik des Gesellschaftssystems als Ganzheit und der Verhältnisse, die daraus hervorgehen, gerade aus der Perspektive der Geschlechterbeziehungen und der auf Geschlecht basierenden Ungleichheit der Bürgerinnen und Bürger, sowie das Fehlen eines politischen Programms (im weiteren Sinn des Politikbegriffs als öffentlicher Sache, die nicht auf Parteikämpfe um Macht reduziert wird), das über das bloße „sich mit den Frauen Befassen“ hinausgehen würde.

Wie sieht das in der Praxis aus? Manches hat Ähnlichkeiten mit Italien zur Zeit der Renaissance, wo auf jedem Berg ein souveräner Fürst saß, sich hauptsächlich mit seinen Angelegenheiten beschäftigte, Kriege mit den Nachbarn führte, aber auch kooperierte, wenn das eben notwendig oder pragmatisch war (so war es mehr oder weniger in ganz Europa). Wie der Feminismus in Kroatien schon längere Zeit wirkt/aussieht, ähnelt bezüglich der Struktur der Akteurinnen und Akteure in vielem dieser Zeit; nur gibt es jetzt auch einen gesellschaftlichen und politischen Raum, der sie alle umfasst, aber sie erfassen ihn nicht. Das heißt, wir haben eine Reihe von Frauenorganisationen (manchmal auch feministische nach ihrer Selbstbestimmung), die (fast ausschließlich) nach einem professionellen Prinzip organisiert sind (mit der klaren Managerstruktur und, natürlich, mit bezahlten Arbeitsplätzen). Jede von ihnen versucht ihren Wirkungskreis klar (und breit) zu definieren, was ja nicht heißt, dass sie, sofern bei Spenderagenden eine Aktivität vorkommt, die sie noch nicht

ausüben, nicht versuchen würden, auch diesen Raum zu besetzen. Es sind z. B. große „Prügeleien“ um den Aktivitätsraum – aufgrund der richtigen Mode – gegen das *Trafficking* [Menschenhandel]-Problem entstanden (sodass eine große Anzahl der Gruppen in Kroatien in ihren Aktivitätenprogrammen auch Anti-Trafficking hat); es ist auch lukrativ, sich mit den Problemen der Roma zu beschäftigen (Romaorganisationen haben das bereits begriffen und schließen sich – verständlich, aber politisch falsch – im eigenen Sozialraum ein); mit der Gewalt allgemein befassen sich fast alle, die Spannweite geht von primärem Schutz (Frauenhäuser und SOS-Telefone) über Rechtsberatung und Rechtsschutz bis zur Ausbildung. Einen großen Erfolg haben Beratungen und Ausbildung mit sehr oft schnell geschultem Personal. Von den Trainings selbst schon gar nicht zu reden, mit ihrem endlosen Perpetuieren des Trainierens von Trainerinnen.

Wie sich der beschriebene Raum, in dem sich das Handeln der Frauenorganisationen (und der Individuen) auf das beschränkt, was



Lydia Sklevicky seinerzeit als „Frauenschutz“² bezeichnet hat, immer mehr ausweitet, so wird der Raum des kritischen Denkens und der kritischen intellektuellen Produktion immer enger und bleibt in einem ziemlichen Ausmaß leer. (Das bezieht sich natürlich nicht auf „Freischärler“ von den Unis oder Forschungsinstituten, aber ihre Verbindung

mit dem Aktivismus der Organisationen, die sich für Gesellschaftsveränderungen engagieren, wird oft auf bestellte Gutachten reduziert.) Zur Illustration: Alles, was als feministische kritisch-intellektuelle Produktion in den letzten 15 Jahren publiziert wurde, hat wahrscheinlich weniger Referenzen, als etwa Lydia Sklevicky allein bis zu ihrem Tod (umgekommen mit 37) angesammelt hat. Man kann nicht sagen, dass es für solche Arbeit keine Infrastruktur gibt; es finden viele Seminare, Workshops, „Trainings“ statt, und seit zehn Jahren gibt es auch Frauenstudien, von denen man sich erwartet hätte, dass sie neue (intellektuelle) Kräfte „produzieren“, die die Gesellschaftsrealität kritisch analysieren und fundamentale intellektuelle Voraussetzungen (Ideen) für andere Zugänge und für Weiterentwicklung der Gesellschaft kreieren könnten (und sollten). Im öffentlichen Diskurs wird das jedoch nicht wahrgenommen, und es lohnt sich zu fragen: Warum?

Gleichstellung oder „Schwesterschaft“?

Es gibt einige offene Fragen, die es für den Feminismus in Kroatien – übrigens auch in der breiteren Region – heutzutage nicht zu geben scheint.

Sind die bestehenden Verhältnisse umstritten vom Standpunkt der menschlichen Gleichheit in allen wesentlichen Bereichen, somit auch in den Rechten, oder vom Standpunkt einer nicht reduzierbaren Besonderheit der Frauen aus? Ljegt das Grundproblem in der Dominanz oder darin, dass sie männlich ist? Welches Verhältnis besteht überhaupt zwischen Männlichkeit und Dominanz bzw. zwischen Weiblichkeit und Unterordnung? Diese Fragen haben auch eine unmittelbare praktische und politische Bedeutung, wenn die Rede von der Befürwortung der Gleichberechtigung ist: Geht es um Vertretung von Frauen als Gemeinschaft, die die Parität gegenüber jener von Männern sucht, oder um Befürwortung der Gleichberechtigung aller Individuen, buchstäblich ohne Rücksicht auf Geschlecht (jedoch mit solidarischer Anerkennung besonderer Bedürfnisse aller, die in einem individualistischen Wettbewerb leicht untergehen würden)? Die Antworten sind nicht direkt sichtbar, und das Handeln aufgrund der bloßen Tatsache des Geschlechts – Essenzialismus – führt in eine vorgestellte, auf abstrakter „Schwesterschaft“ basierende Gemeinschaft (innerhalb derer nicht publizierte und nie öffentlich vermittelte Kriege geführt werden, aber keine offenen Diskussionen, während man nach außen mehr oder weniger monolithisch auftritt etc.).

a) Was wird als ein legitimer Wirkungsrahmen akzeptiert? Die Bestrebung (fast um jeden Preis), von der Macht und Öffentlichkeit (erst auf einer flüssigen Grundlage der Gruppenidentität) Anerkennung zu bekommen, statt die überwiegenden Grundsätze der jetzigen Politik in Frage zu stellen; die große Bemühung um eine Partnerschaft mit der Macht sowie die ungewöhnlich starke Bestrebung, um jeden Preis „eine gemeinsame freundliche Sprache“ mit den Medien zu finden. Dabei ist es ganz unwichtig geworden, wovon die Rede ist, wer die Gäste oder Redakteur/innen sind, sodass die lächerlichen (wenn sie nicht gefährlich wären) entleerten Phrasen über die Menschenrechte der Frauen immer mehr auffallen, weil es ja anders auch nicht sein kann z. B. im Kontext einer Sendung, in der in 25-sekundigen Intervallen geplaudert wird mit Personen (von Moderator/innen bis hin zu Teilnehmer/innen), die nicht einmal einen einfachen psychologischen Fähigkeitstest bestehen würden, um von dem ethischen gar nicht zu reden, während sie von der Sache selbst keine Ahnung haben. Daraus entsteht notwendigerweise auch ein Konkurrenzverhältnis in der so genannten Szene. Dass die Sachen in eine sehr schlechte Richtung geraten sind, zeigt auch das letzte Beispiel, die Initiative einer Organisation aus Zagreb (unterstützt von einem amerikanischen Spender) zur öffentlichen Abstimmung über die beste Frauengruppe, sodass dann „die beste Frauengruppe“ – freilich nach dem Ausmaß der Popularität in der herrschenden politischen Kultur – die Geldunterstützung bekommt. Etwas wie eine Startpistole für das Rennen auf dem Markt, mit den Medien als einzigem Ziel.

b) Welche Funktion hat die Professionalisierung – die aus Mangel an einer selbstständigen politischen, durch öffentliches Handeln erkämpften Position zur Abhängigkeit von Spendern und ihren Agenden führt und wieder den Konkurrenzgeist einbringt, die Bestrebung, Andere irgendwie auszuschließen (nicht selten auch zu disqualifizieren), statt im Kampf mit den gemeinsamen Problemen zu kooperieren? Es ist paradox, dass mit der Einführung der finanziellen Unterstützungen seitens des Staates (verschiedene Einrichtungen, von Ministerien und Stadtfonds bis hin zu spezialisierten Unterstützungsbüros oder Regierungseinrichtungen, die sich mit den Fragen der gesellschaftlichen Frauensituation befassen und zugleich die Mittel an NGOs vergeben), die Lage einigermaßen verschlechtert wird. Solange die Spender nämlich Ausländer waren, blieb trotz ihrer Agenden (sie hatten meistens etwas andere Interessen) genug Raum für politisches Han-

deln, die Möglichkeit für eine Kritik der Macht und ihrer Institutionen, Maßnahmen u. ä. Wie sollt ihr aber eine Regierungsinstitution, eine Einrichtung kritisieren, die euch Mittel zur Arbeit geben soll?

Kurzum: Der Feminismus in Kroatien (aber auch in einem weiteren regionalen Kontext) ist – wenn wir von einer politischen und auch theoretischen kritischen Position reden – schon lange stumm und trotz der verschiedenen Haarfarben der Handelnden grauhaarig. Das, was nämlich die Szene dominiert, wie die oben erwähnten feudalen Fürsten, ist fest eingegliedert in das beschriebene System der Professionalisierung, was zu allen möglichen Arten von Kompromissen mit den Spendern und mit der Macht führt (und wahrscheinlich auch ein bisschen schmeichelt). Es geht – genau wie im nie verlassenen Sozialismus – ums Aufgeben gesellschaftlicher Alternativen, welches damit belohnt wird, dass man in einem beschränkten System, an einem separaten, fast privaten Projekt arbeiten kann. Die atomisierten Organisationen machen einander Konkurrenz, als ob Feminismus die Chiffre für eine Aktiengesellschaft wäre und sich durch seine Projekte bei staatlichen oder europäischen Ausschreibungen bewerben würde. Und das ist etwas, was jüngere Frauen, potenzielle feministische Aktivistinnen auf einer großen und etwas ironischen Distanz hält. Aber es gibt immer Gründe für Optimismus. Die jüngeren an Feminismus interessierten Frauen (obwohl sie ein bisschen von diesem Terminus weglaufen, wegen der möglichen Identifikation mit dem gerade beschriebenen „Feminismus“) machen in den letzten Jahren sehr interessante Sachen; das Beispiel am Anfang dieses Textes ist auch so eine gute Sache, und es scheint, dass ihre Zeit erst kommt. Andererseits ist die Pension auch nahe!

Fußnoten:

¹ Mehr darüber im Text von Đurđica Knežević: *Ende oder neuer Anfang? – Feminismus seit den Sechzigern bis heute in Jugoslawien/Kroatien*, in: Institut Vlado Gotovac und Ženska infoteka (Fraueninfothek) (Hg.): *Frauen in Kroatien: Frauenkulturgeschichte*. Zagreb 2004, Red.: Andrea Feldman.

² Lydia Sklevicky hat die Frauenorganisation aus den 1970ern und 1980ern, „Konferenz für gesellschaftliche Frauenaktivität“, spöttisch „Verein für Frauenschutz“ genannt und somit eben auf das einschränkende Moment im Programm der Konferenz hingewiesen, das damals wie heute das Politische im Kontext der Frauen fast auf ihren bloßen Schutz und Verbesserung spezifischer Bedingungen für ihre Lage in der Gesellschaft reduziert, aber (programmatisch) die Fundamente der (patriarchalen) Ideologie des Staates und Regimes nicht angetastet hat.

Übersetzung: Jasmina Janković

Das Land der scharfen Würste

Erwin Riess

In den frühen Siebzigerjahren besuchte Groll, damals ein halbwüchsiger Bub, jeden Sommer in den Ferien das Land Salzburg. Großmutter wohnte in Werfen, in einer hoch oben auf dem Berg gelegenen Plattenbauwohnung. Die aus Ungarn stammende Frau, gewöhnt an die sanften Hügel der ungarischen Wälder und an die träge dahinfließende Donau, steckte zwischen Tennen- und Hagengebirge fest. Die Sonne schien nur wenige Stunden, und im Winter hörte man die Lawinen erschreckend nah zu Tal donnern.

Ein oder zweimal in jedem Urlaub fuhr Groll mit Mutter und Großmutter in die Landeshauptstadt zu Mutters Zwillingsschwester. Die wohnte mit Mann und Kind auf der Höhe des Frachtenbahnhofs. Vom Wohnzimmer reichte der Blick zur Festung Hohensalzburg, man sah den Gaisberg nah und den Untersberg in der Ferne. Doch der stetige Lärm der Dieselloks und das hässliche Geräusch aufeinanderdonnernder Waggons ließen wenig Ferienstimmung, wohl aber eine von Enge und angestrenzter Arbeit aufkommen. Jedes Jahr wurden ein oder zwei Ausflüge in die Altstadt unternommen, mit dem O-Bus oder mit dem Rad oder später mit dem Moped von Grolls Cousin, der als Verkäufer beim größten Zweiradhändler der Stadt, *Steyr Daimler Puch*, arbeitete.

Geparkt wurde nahe der Staatsbrücke, dann liefen sie an der Salzach zum Makartsteg, überquerten den Fluss und hielten bei einem berühmten Fischgeschäft, dem „Fisch-Krieg“, inne. Groll wusste nicht, warum das Fischgeschäft „Krieg“ hieß, aber der penetrante Gestank nach Fischabfällen und schlechtem Öl schien seiner Meinung nach gut zu den fetten Fischsemmeln zu passen. Vom „Fisch-Krieg“ schlenderten Groll und sein Cousin durch die Altstadt, blieben kurz vor dem Café Tomaselli stehen und bestaunten die Festspielprominenz, die sich dort, für alle gut sichtbar, ein Stelldichein gab. Weiter ging's durch die Getreidegasse zu einem kleinen Plattengeschäft, schräg gegenüber von Mozarts Geburtshaus, in dem sie ein paar Platten hörten und mit dem Verkäufer fachmännisch Neuigkeiten

aus dem Rockbusiness austauschten. Es waren die Sommer von „Sweet Hitchhiker“ von den *Credence Clearwater Revival*, von „In the Summertime“ von Mungo Jerry und „Sylvia's Mother“ von Dr. Hook. Über allem aber hing das penetrante Panflötengepfeife von Simon und Garfunkel, die damals mit „El Condor Pasa“ einen Welthit hatten, der Mozart spielend übertrumpfte. Kein Schuhgeschäft, keine Trafik und kein Souvenirladen, an dem nicht die Andenmelodie durch die Alpenhauptstadt zog. Grolls Cousin mochte die Melodie, aber Groll gab sich als entschiedener Vertreter von harter Rockmusik á la *Who* oder *Rolling Stones*. Daraufhin folgte ein Streit, der dadurch entschieden wurde, dass man sich gegenseitig auf einen Imbiss einlud. Das war der Höhepunkt des Ausflugs.

In einem engen und zugigen Durchgang, der zur Salzach hinunterführte, befand sich ein Würstelstand, der eine unerreichte Spezialität anbot. Eine scharf gebratene Wurst mit Zwiebel, Ketchup und Senf in einem Weißbrot, genannt Bosna. Groll verschlang die Wurst mit Heißhunger, und nicht selten kam es vor, dass er sich nach einigen Minuten der Sammlung, in denen die Schärfe aus dem Mund wich, um eine zweite Portion anstellte. Die Reihe der Wartenden war lang, doch geduldig standen die Leute, bis sie an der Reihe waren, wussten sie ja, dass ein kulinarischer Schatz auf sie wartete. Groll fand es bemerkenswert, dass die Schlange vor dem Bosna-Stand länger war als vor Mozarts Geburtshaus. Was eine Kulturstadt ausmacht, ist ihm seither sehr bewusst.

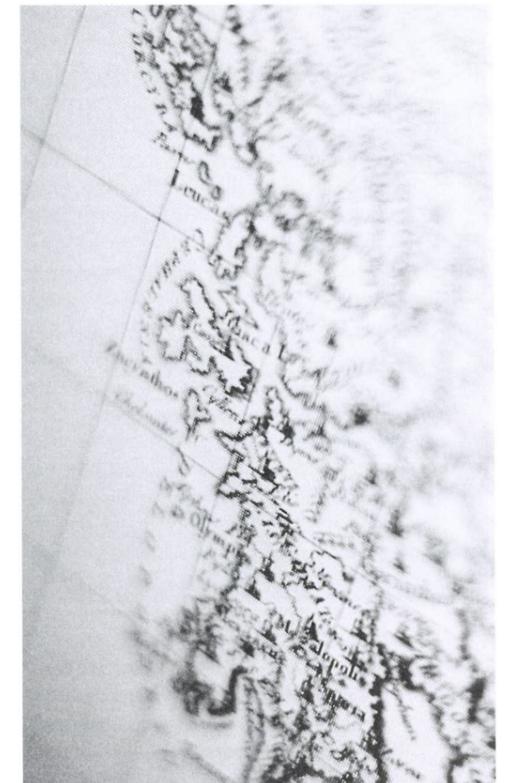
Eines Tages, Groll hatte eben eine Portion Bosna verzehrt, fragte Groll die Verkäuferin, woher denn diese wunderbaren Würste stammten. Die Frau antwortete in einer Sprache, die Groll nicht verstand. Da beugte sich ein älterer Salzburger zu Groll und sagte in einem bedeutungsvollen Tonfall: „Irgendwo vom Balkan.“ Groll war verzaubert. Irgendwo in Europa, wahrscheinlich im Südosten, denn den Westen kannte Groll ja zumindest bis Werfen, irgendwo in Südosteuropa muss es also einen Landstrich geben, in dem derartige Wunderwürste gefertigt werden, die alles in den Schatten stellten, was Groll damals unter den Wurstwaren bekannt war – Extrawurst und Braunschweiger. Ein Land mit einem fernen, wunderlichen Namen, der exotischer klang als alle Andenlieder der Welt, ein Land,

in dem scharfe Würste wachsen, so ein Land muss man aufsuchen, dachte Groll. Als sie in die Wohnung des Cousins zurückgekehrt waren, schnappte Groll sich den Schulatlas und suchte nach dem Balkan, bis er das namengebende Gebirge gefunden hatte. Groll war beeindruckt. Ebenso groß war aber auch seine Erleichterung, als er sah, dass seine geliebte Donau ins Land der scharfen Würste floß. Man müsste also nur ein Schiff besteigen, dachte Groll und beruhigte seinen Cousin, der sich sorgte, ob das von Salzburg aus auch möglich sei. Schließlich mündet die Salzach ja in die Donau.

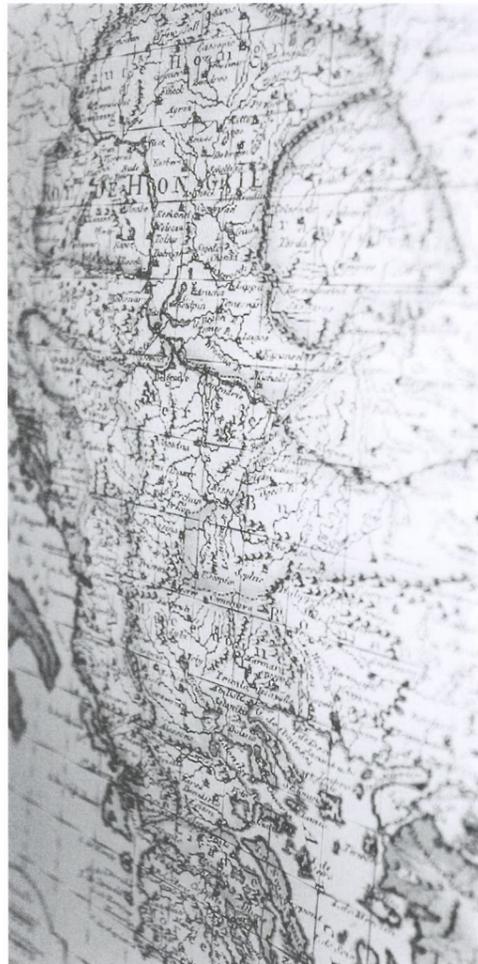
Vor kurzem war Groll wieder einmal in Salzburg. Den „Fisch-Krieg“ gibt es immer noch. Immer noch wird dort den Fischen der Krieg erklärt. Auch den Bosna-Stand gibt es noch, und die Würste sind so scharf wie vor 35 Jahren. Auch die Salzach ist noch da. Es gibt sogar jetzt ein gläsernes Ausflugsschiff. Allerdings fährt es flussaufwärts, nicht Richtung Donau. Das kriegen wir auch noch hin, sagte Groll zu seinem Cousin und reihte sich vor dem Bosna-Stand in die Schlange der Wartenden ein.

Erwin Riess

ist Schriftsteller, langjähriger Aktivist in der Behindertenbewegung und Vorstandsmitglied der Initiative Minderheiten. Zuletzt erschienen: „Der letzte Wunsch des Don Pasquale“ (Rezension auf Seite 25).



Der Balkan: das ideelle Mexiko der Euro-Gringos, the last frontier zwischen Halbzivilisation und Sierra, das letzte Freiluftmuseum der Mañanamentalität von Indigenos, denen man die Hoffnung auf morgen nahm sowie die Freiheit, nicht auf Clan und Stamm angewiesen zu sein, chilifeuriger Karneval der Leidenschaften, die unsereins bloß noch aus dem DVD-Verleih kennt, chaotisch-dreckige Antithese zu Mamas & Papas Bregenzer oder Salzburger Antisepsis und durch und durch sexualisierte Wunschprojektion eines aus allen Karstspalten und Raffinerielecken tropfenden Lebenselixiers: Authentizität.



Richard Schubert, freier Autor, Verfasser des Stücks „Freitag in Sarajevo“, Gründer und künstlerischer Leiter des Festivals „Balkan Fever“.

Warum Balkan-Idioten Balkan-Apachen lieben

Richard Schubert

Der Osten ist in. Nicht nur für die Wirtschaft. Er verspricht nicht allein niedrige Steuern und billige Arbeitsplätze, vorsätzlich zerstörte Sozialsysteme und die Goldrauschstimung der ursprünglichen Akkumulation. Nein, im Tross dieser neuen Landnahme, und das war noch bei jeder Expansion so, marschieren nicht bloß die Gold-, sondern auch die Sinnsucher mit, im Windschatten eines jeden Raiffeisen- und Bank-Austria-Arsches also immer auch ein paar Künstler, Diskursmeier und Kulturfunktionäre – auf der Suche nach Tragödie, Unmittelbarkeit, schlechter Schminke ... – und lecken den Wut-, Angst- und Partyschweiß aus den Achseln der Depravierten.

Der Balkan ist scheinbar angesogen mit jenem magischen Ferment, das abbröckelnde Plattenbaufassaden, rostige Industrieruinen und die tragischen Zwänge halb bäuerlicher, halb urbaner Gesellschaften in Poesie verwandelt – und in ideelle Masturbationsvorlagen für den frustrierten Modernisten und den verkappten Konservativen in uns. Für uns Gringos, die Balkanidioten (BI), oder einfach: Karli und Sybille.

Der Balkan ist insofern interessant, als auf ihm sich mindestens drei berüchtigte Exotismen kreuzen, der Orientalismus, il Mediterraneo sowie die Slawophilie, und auch dieser neue Megaexotismus seine unfreiwillige Komik durch die Illusion entfaltet, nicht das Diapositiv, sondern das Gegenteil von Rassismus zu sein, ja, seinen Cunnilingus an den Authentizitätsdrüsen des Balkans und anderer fiktiver Zurückgebliebenen bei der moralischen Steuererklärung sogar als antirechten Widerstand absetzen zu können. Dieser Selbstbetrug ergibt sich aus folgender Kalkulation: BZÖ-Mama & ÖVP-Papa hassen Tschuschen, deshalb liebe ich Tschuschen, Bürgermama & Bürgerpapa lieben Ordnung, deshalb hasse ich Ordnung. Und als österreichische Provinzvariante: Mama & Papa sind Tiroler, deshalb verliebe ich mich in fremde Bodenständigkeit. Aber wehe, Tschusch, wenn du mir nicht zugleich tschuschisch, chaotisch und bodenständig sein willst! Ein grausamer Double-Bind zwingt den Balkan-Emigranten Landler für die Rechten, Kolo für die Linken zu tanzen – selbst wenn er beides hasst.

Der tiefere Sinn der Balkanfiesta liegt für den BI zweifellos in der Befreiung von den emanzipatorischen Errungenschaften der Neuzeit. Im Fiestaräusch dürfen Pazifisten „Ka-la-sch-ni-kov“ skandieren, Vegetarier herzhaft ins Spanferkel beißen, Nickelbrillen-Karlis auf Dragutin machen, Feministinnen ihm verschämt kichernd „Geh in Mutterns Fotze“ zuulken und wohlbehütete Schafe endlich mit den Wölfen heulen. Der Balkan selbst indes hat andere Sorgen.

Die Karl-May-Variante des BI kommt in Reinform nur noch selten vor, also jener antimodernistische Romantiker, der sich nach Blutrache, Heiduckenehre und der Tragik an die Gestade der Drina gespülter Agas-Töchter sehnt, die der Zwangsheirat durch stolze Selbstertränkung sich entzogen. Vielmehr ist der authentische BI eine Mischform, so wie es sein imaginärer Balkan ist, der die ideologische Funktion des Purgatoriums erfüllt zwischen verweichlichter Zivilisation und wilder Archaik. Der BI liebt es, im harten Überlebenskampf echter Menschen zu baden, in dem Wissen, dass die Bank von daheim eh um die Ecke eine neue Filiale eröffnet hat. Und Balkan-Folklore liebt er, der BI, aber genau so liebt er den punkigen Sarkasmus, mit welchem die Lost Generations der Städte jene verspotten. Wie geht denn das zusammen? Weil beides ihm die Essenz ein und derselben toughen Balkanität bedeutet, die sein Wahnbild des kulturell Anderen durchtränkt wie vor Übermut verschütteter Šljivovica. Wobei wir beim ersten Wesenspunkt der Balkanidiotie, ja eines jeden Exotismus wären:

Zwangskollektivierung. Der BI muss jeden BA (Balkan-Apachen) zum Repräsentanten seines Blut- und Boden-Schicksals machen. Der BA hat den BI von seinem Werteverlust zu kurieren, welcher jeder intelligente BA als Befreiung empfände, und sei es nur der Traum von einer Gesellschaft, in der keine Tante mehr ohne anzuklopfen ins Zimmer schneien darf. Der BI liebt gute balkanische Schriftsteller, die ja nachweislich die Weltliteratur um einige Meisterwerke aufgestockt haben, doch er liebt auch die schlechten, weil nicht die Qualität, sondern das Apachische des Literaten entscheidet. Ob sie's wollen

oder nicht, BA haben näher am Stamm und an der Scholle zu sein. Das ist ihre Funktion. Balkanische Künstler werden von BI-Institutionen großzügig gefördert, selbst wenn ihre Kunst sich dem Individualismus und Kosmopolitismus verschreibt, aber nur unter der Bedingung, dass diese Kunst uns von ihrer Gesellschaft erzählt. Westliche Kunst hat sich an der subjektiven Entfremdung, Apachenkunst am Kollektivschicksal abzuarbeiten. Selbst die Revolte gegen die Folklore ist den BI noch irgendwie Bestandteil ebendieser. There's no way out!

Der albanische Soziologe etwa, der über gesellschaftliche Desintegration in Tansania schriebe, würde beim BI einiges Unbehagen auslösen. Für so was fördern wir dich nicht, mein Freund! Selbst bei der Lektüre deiner trockensten Studie wollen wir das saftige Rubato von Hirtenflöten hören.

Ein Bekannter quitierte den Anblick dreier Damen aus Ex-Jugoslawien, deren Wesen unterschiedlicher nicht sein konnte, mit der hechelnden Frage: „Sind das Original-Frauen?“

Kulturalisierung. Eine andere Bekannte, welche die Belagerung Sarajevos miterleben musste, erinnerte sich, dass die „Internationalen“ die kulturellen Codes – Trinksprüche, Flüche, Schlagertexte, Mimik und Gestik – sehr schnell beherrschten, „aber sonst überhaupt nichts kapiert“ hätten. Einher mit der Entindividualisierung des BA durch den BI geht seine Kulturalisierung. Vom montenegrinischen Schäferlied bis zur erhabenen Eleganz der Belgraderin beim Window-Shopping ist alles Ausdruck von irgendetwas, wonach sich die fragmentierten Winter- wie Sommerschlussverkaufs-Identitäten der BI vampirisch sehnen, dem Imago einer kulturell überpinselten Wahrhaftigkeit.

Wieder-Verzauberung. Niemand weiß so recht, warum der Balkan magisch sein soll. Schuld daran ist wahrscheinlich die Ikone der BI, ein Mann, der seinen bosnischen Namen Emir erst kürzlich in den serbischen Königsnamen Nemanja ändern ließ. Die jüngeren postjugoslawischen Filmemacher verachten Kusturica. Am liebsten würden sie die Kalaschnikov nehmen, von der er dauernd singen lässt, und damit jeden schwebenden Geist einer ertrunkenen Braut vom Himmel, jedes Huhn vom Zigeunerkopf knallen; seine kitschigen Machwerke haben die kulturelle Wahrnehmung der BI dermaßen formatiert, dass die Werke jüngerer, materialistischerer Künstler nur noch auf fliegende Bräute und lustige Hühner abgeklopft werden. Die Piazzolla-CDs sind alle schon abgehört, so drängen die ARTE-Gourmets zum Balkan, um sich

dort die verschwitzte Halbweltversion ihrer „wunderbaren Welt der Amélie“ reinzuziehen. Menschen mit Schicksal scheinen hilfloser zu sein gegenüber dem surrealen Poesieschleim, mit denen die Balkan- und Ostidioten sie überschütten, um sich hernach am Wet-Look zu begeilen. Ljiljana-4-ever!

Die Poesie der Plattenbauten. In den 70er Jahren haben die Linken die Plattenbauten und Industriekomplexe des Ostens als Symbole einer neueren, besseren Gesellschaft gefeiert. Ein eigenartiges Licht auf ihre Gesinnung wirft der Umstand, dass denselben Leuten nun der Verfall dieser Gebäude, zugleich Symbol des gesellschaftlichen Verfalls, noch besser zu gefallen scheint. Nachgeborene BI zelebrieren eine rein symbolische, inhaltsleere Jugo-Nostalgie, die in ihnen gar nicht zusteht, und ästhetisieren zugleich, ohne sich dieser himmelschreienden Schabigkeit bewusst zu sein, die Schabigkeit verfallener Sozialistenherrlichkeit.

Priština, so versicherten mir Menschen, die von dort vertrieben wurden, sei die hässlichste Stadt der Welt. Zwei lebenslustige Freundinnen, die diese Stadt mit ihrem Auto auf dem Weg zu mazedonischen Klöstern durchquerten, waren begeistert von so viel postsozialistischer Wirklichkeit und freuten sich schon auf ihren nächsten Urlaub – dort. Wenn das nicht zur guten alten Idee des Bevölkerungsaustauschs verleitet ...?

Gender revisited. Im imaginären Apachenland können die sonst sexuell korrekten Karlis und Sybilles der Verlockung erliegen, vorm Wechsel einmal noch richtig auf *hombre* und *mujer*, auf *Dragutin* und *Dragana* zu machen, obwohl diese in ihren Gesellschaften trotz ihrer für westliche Ohren markig klingenden Namen auch nur Karlis und Sybilles sind und obwohl der jugoslawische Teil des Apachenlandes einst eine der Hochburgen des europäischen Feminismus war. Anfangs waren sie schockiert, später neugierig und schließlich imitierten die BI kathartisch die Apachenflüche von Schwanzrauchen und Mutterfotzen, die dort angeblich jede Omi beim Marktbesuch auf den Lippen führt. Sie übertrieben aber mit diesem neuen Mut zur Derbheit dermaßen, dass ihre indigenen Gastgeber peinlich dazu schwiegen, in der höflichen Annahme, ihre Gäste hätten diese Apachensitten sicher in schlechter Gesellschaft erlernt.

Eines der für BI unverständlichsten Phänomene muss der Umstand sein, dass die Grenze zwischen BI und BA nicht zwischen Westen und Osten verläuft, sondern quer durchs Apachenland. Dass die Metropolen des Balkans voll mit Karlis und Sybilles sind,

die unter Umständen noch weniger Nähe zu den Apachensitten verspüren als die BI im Westen. Kroatien bekam die Adriaküste und die Eintrittskarte nach Europa, musste dafür seine Testosteronbestände aber an Serbien abtreten. Dagegen protestierten v. a. die somit kastrierten Intellektuellen. Die Fotos eines Imagekatalogs neuerer kroatischer Literatur zeigten viele dieser dichtenden Karlis in ihren Selbstinszenierungen als verwegen-vollbärtige Kornaten-Satyren und abgefuckte Grenzland-Heiducken.

Re- und Selbstziganisierung. Bürgerliche Jugo-Apachen in Wien sind peinlich darauf bedacht, von der österreichischen Wahrnehmung nicht mit den Gastarbeiter-Apachen verwechselt zu werden, sowie diese ihrerseits alles daran setzen, nicht mit der untersten Kaste, den *Zigeuner-Apachen*, in einen Hut geworfen zu werden. Seitdem die BI aber aus heiterem Himmel begannen, die unteren zwei Kasten zu idealisieren, kamen vor allem die Intellektuellen der obersten Kaste in gehörigen Identitätsnotstand. Belgrader Bürgersöhnchen, die vor zehn Jahren noch Punk und Free-Jazz frönten und über Folklore die Nase rümpften, nicht zuletzt weil da schon die Faschisten draufsaßen, begannen sich, um bei Sex & Anerkennung durch die BI nicht leer auszugehen, heillos zu ethnisieren, zu „kusturicieren“ – und nahmen sogar bei Nickelbrillen-Karlis Nachhilfe, wie man sich bei Roma-Musik die Hände auf Glasscherben blutig schlägt.

Die Roma aber sind das Herz des Balkanidiotentums, in der Kulturalisierung und Ästhetisierung ihres Lebens erreicht es jenen Gipfel der Widerwärtigkeit, von dem aus ihr nur noch die Kinderpornografie die Hand reichen könnte. Wer sich als Linker dabei ertappt, schlammige Dorfstraßen und zerfurchte 40-jährige Gesichter beschaulich zu finden, den kann nur noch Selbstekel retten. Roma mit langweiligem Einfamilienhausidyll und schwedischer Lebensqualität kämen den BI einem Lieferungsstopp ihres Authentizitätsnektars gleich.

Den BI ist eben nicht zu helfen. Sie haben ihr Apachenreservat längst abgesteckt. Da gibt es kein Entkommen. Sie saugen Tränen aus den Augen der Kriegswitwen und tanzen mit den Mördern Kolo, finden Kolo genauso cool wie Apachen-Hip-Hop, Tito genauso cool wie den HI. Sava – denn die Intensität ist es, die den Apachen, jenen ideellen Anti-Schweizer, ausmacht. Ihr bleibt Apachen, ob ihr welche seid oder nicht! Nur die Roma haben eine winzige Chance, dem Reservat zu entfliehen, wenn die BI ihren Worten Taten folgen lassen und ihre Wohnungen gegen deren Hütten tauschen.

Da der Romantizismus stets eine Re-Evaluierung peripherer Sachverhalte im Sinne des „Zentrums“ impliziert und zwar mit der Zielsetzung, daraus Profit zu schlagen, kulminierte das Balkan-Fieber in der Kommerzialisierung des Balkan-Sounds, der bereits eine feste Marketingkategorie darstellt. Doch zugleich wurde der Balkan-Rock seiner ursprünglichen Bezüge entkleidet. Dies wiederum zog eine Re-Evaluierung des Balkan-Begriffs selbst nach sich, indem der zumeist als „Schimpfwort“ verwendete Ausdruck zu einer positiv konnotierten Metapher mutierte.

Die musikalische Konstruktion des Balkans als „emotionales Territorium“

Alenka Barber-Kersovan

Yugo-Rock goes West

In Bezug auf die Populäre Musik wurde der Begriff *Balkan* zunächst auf den einstigen Yugo-Rock verwendet. Als Begründer dieser Stilrichtung gilt die bosnische Gruppe *Bijelo dugme* (Der weiße Knopf), deren Texte und Musik ein unverkennbar lokales Kolorit besaßen. Ähnliches traf auf das als „die balkanischen Beatles“ gepriesene *Plavi orkestar* (Das Blaue Orchester) zu. „Wir sind volkstümliche Musiker“, erklärte die ebenso aus Sarajevo stammende Gruppe. „Wir verherrlichen das Volk und die Volkskultur. Wir zahlen unsere Steuer an die Tradition. Alle originellen Ideen sind heimischer Herkunft“ (zit. n. Gracanin 1987: 44).

Ein wichtiger Katalysator für die Verbreitung des Balkan-Rocks im Westen war die ausführliche mediale Aufarbeitung der jugoslawischen Bürgerkriege – Musik inbegriffen. Ein anderer Weg führte über die insgesamt 3.500.000 Flüchtlinge. So trafen beispielsweise ab 1993 in der Berliner Arcanoa-Bar Jugendliche aus allen Teilen Ex-Jugoslawiens aufeinander und begannen hier ihre alten Kassetten und LPs zu spielen. „Musik aus Ex-Jugoslawien hält bis heute die junge Generation vom Balkan zusammen“, notiert ein Bericht über die Berliner Yugo-Rock-Szene: „Rock gegen den Nationalismus der Teiler und Kriegstreiber“ (Hoffmann/Rossig 1997: 125).

Einen weiteren Beitrag leisteten Musiker im Exil, vor allem Goran Bregovic, der einstige Bandleader von *Bijelo dugme*. Bregovic wurde im Westen zunächst durch die Musik zu den Filmen seines Landsmanns Emir Kusturica, darunter „Times of the Gypsies“, bekannt. Später tourte er mit seiner *Wedding and Funeral Band*, bestehend aus einem Symphonieorchester, einem Männerchor, vier Vokalsolistinnen und einer (Roma-)Blaskapelle. Ferner macht er Musik für diverse Bühnenspektakel wie etwa Goran Bregovics „Karmen with a Happy End“, das das Leben der Roma in den Vorstädten großer Metropolen thematisiert.

Musikalischer Botschafter des Balkans

Sucht man nach dem Geheimnis seines Erfolgs, dürften neben der hohen Professionalität der massive Rückgriff auf volksmusikalische Traditionen der gesamten Balkanhalbinsel mit ihren zahlreichen kulturellen Über-

schichtungen sowie das oft als „typisch“ für diese Region betrachtete Aufeinanderprallen scharfer Gegensätze als ausschlaggebend angesehen werden. Dazu Bregovic:

„Ich finde, wir sind ein bisschen wehleidiger als andere Europäer. Und ich finde, wir sind manchmal zu sehr gefühlsbetont. Wir bewegen uns eigentlich nur in Extremen, entweder es gibt zu viel Freude oder eben zu viel Tränen, aber nichts dazwischen“ (www.planet-interview.de/interviews/pi.php?interview=bregovic-goran).

Dieselben Kontraste finden sich in seiner Musik wieder. Hier wechseln mächtiger Blaskapellen-sound und dichte Streicher-Arrangements mit harten Drums, weicher Hirtenflöte und leisen Geigen-soli, und die traditionelle bulgarische Vokalpolyphonie mischt sich mit rockigen Gitarrenklängen. Daraus ergibt sich eine teilweise pathetische Melange, die Assoziationen an den Topos Balkan weckt:

„Zu viele Krisenmeldungen haben bei der einen oder dem anderen vielleicht vergessen lassen, wofür ‚Balkan‘ auch stehen kann: für das Leben in einer Authentizität, wie sie ‚uns in Westeuropa‘ vielfach abhanden zu kommen scheint. Das neuste Werk des ehemaligen Rock-Stars [...] Bregovic ist in genau diesem Sinne ‚Balkan at its best‘! Eine Platte für jeden Moment, weil jeder Moment auf ihr festgehalten scheint. Jede noch so traurige Stimmung findet hier ihren musikalischen Ausdruck; jede noch so überbordende Lebensfreude ihre entsprechende Umsetzung“ (www.amazon.de/gp/product/B000068PGX).

Charakteristika des Balkan-Rock

Der Ruhm von Goran Bregovic öffnete auch anderen Musikern dieser Region eine Tür zu den westlichen Märkten. Zu den Profilertesten unter ihnen zählt das *Boban Markovic orkestar* aus Serbien. Der Trompeten-Virtuose Markovic leitet eine traditionelle Roma-Blaskapelle, in der sich musikalische Einflüsse unterschiedlichster Provenienz zu einem leidenschaftlichen improvisatorischen Reigen verbinden. Abrupte Brüche im Stil und unerwartete Übergänge von dem im manischen Tempo gespielten Tutti-Bombast in elegisch-süßliche molltonale Soli sorgen für ein Wechselbad der Gefühle, bei dem – ebenso wie bei Bregovic – „überschäu-



mende Lebensfreude und tiefe Melancholie dicht nebeneinander“ liegen (www.piranha.de/records/deutsch/all_g1901.htm).

In ihrer Wirkung zwar ähnlich, jedoch musikalisch vollkommen anders gelagert ist das Ausdrucksrepertoire von *Boris Kovac & LaDaAba Orchest*. Das vielschichtige Klangspektrum des aus Novi Sad stammenden Komponisten, Saxophonisten und Multi-Media-Künstlers ist urban überformt und gewürzt mit kabarettistischer Ironie. Die Abkürzung *LaDaAba* steht für „La Danza Apocalyptica Balcanica“: Der apokalyptische Tanz bezieht sich auf die NATO-Bombardements Serbiens 1999. In seinen Projekten „The Last Balkan Tango“ und „Ballads At The End Of Time“ setzte Kovac die Atmosphäre jener Zeit in einen Zyklus von Standardtänzen um, durchsetzt mit Fragmenten musikalischer Überlieferung. Hierzu die Kurzbeschreibung der letztgenannten CD:

„Im zweiten [...] Teil der *LaDaAba*-Serie lässt Boris Kovac noch einmal die ganze Sehnsucht, den ganzen Schwung, die ganze Seele des Balkan aufleben: alles, was diese Region so groß gemacht hat, was sie gleichzeitig zerstört hat – von der Eleganz Wiens über den Reichtum Istanbuls bis hin zur Selbstzerfleischung Jugoslawiens in ewiger Unkenntnis über die eigene Identität“ (www.piranhashop.de/cgi-bin/shop.cgi?action=showmedium;id=7299).

Wie aus diesen Beispielen hervorgeht, lassen sich musikalisch die unter dem Oberbegriff *Balkan-Rock* subsumierten Phänomene nur bedingt auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Eine wichtige Konstante bildet zwar die Berücksichtigung (volks-)musikalischer Traditionen des gesamten Balkanraumes. Die Bearbeitung der Traditionals fällt jedoch äußerst unterschiedlich aus. Das Spektrum reicht von typischen Singweisen und Spieltechniken, teilweise auf Originalinstrumenten, über Darbietung bekannter Weisen in neuen Arrangements und unterschiedlichsten Fusionen und Crossovers (Balkan Blues) bis hin zu Eigenkompositionen mit indirekten Bezügen zur Volksmusik im Sinne der *folklore imaginaire*.

Im Zeichen der Yugo-Nostalgie

An der Konstruktion des musikalischen Balkan-Fiebers beteiligen sich Akteure mit

unterschiedlichem kulturellen, sozialen und politischen Hintergrund (in Ex-Jugoslawien ansässige Ex-Jugoslawen, Ex-Jugoslawen in der Diaspora, Musiker aus den anderen Balkanstaaten, Musiker, Journalisten und Promoter aus den westlichen Industrieländern etc.). Dementsprechend sprechen die Balkan-Events auch unterschiedliche Publikana. In Slowenien verbindet sich beispielsweise die dort florierende Balkan-Kultur häufig mit der Yugo-Nostalgie: „Balkan-Rock“-Konzerte sind gut besucht, und Tonträger mit Titeln wie Legenden des Yugo-Rock sind Verkaufsschlager.

Träger dieser kulturellen Strömung sind neben den älteren, „jugoslawischen“ Generationen auch Studenten und Angehörige der einst blühenden Alternativszene von Ljubljana, die sich mit dem Balkan kreativ auseinandersetzen. Einstige Hits werden erneut eingespielt und neue gestaltet, teilweise sogar in der Sprache, die man einst Serbokroatisch nannte und die sich nach diversen ethnolinguistischen Säuberungen ins Serbische, Kroatische und Bosniakische spaltete.

Romantisierung des Balkan-Sounds

Für die westlichen Rezipienten scheint allerdings das Balkan-Fieber eine vollkommen andere Bedeutung zu haben. „It's a pleasure for all the people coming out of Yugoslavia“, berichtet ein Teilnehmer von Balkan-Events: „For Germans, it's an adventure.“ Und: „For the diverse Eastern European communities in Germany's capital, the music of their youth binds them together [...]. For the Germans who populate club nights like Balkanbeats [...], the music is an escape into something both familiar and exotic“ (www.balkanbeats.de/intro.htm).

Mit der Betonung von Sachverhalten wie Abenteuer und Exotik knüpft die Rezeption des Balkan-Rock an ältere Wahrnehmungsmuster des Balkans an. Man denke z. B. an historische Reiseberichte, an die philhellenische Bewegung und Lord Byrons *Childe Herold's Pilgrimage* oder auch an Karl Mays Roman *In den Schluchten des Balkan* und den Kultfilm „Mord im Orientexpress“. Hier wurde der Balkan als eine „exotische [...] Sphäre konstruiert – ein Ort für Legenden, Märchen und Wunder“ (Todorova 1999: 31)

und diene als eine „Projektionsfläche für die revolutionären Sehnsüchte im Westen Europas“ (Wagner 2003: 21).

Eine derartige romantische Verklärung des Balkans ist zwar gegen das Selbstbild des „europäischen Europäers“ (Todorova, 1999: 267) gerichtet. Da aber der Romantizismus stets eine Re-Evaluierung peripherer Sachverhalte im Sinne des „Zentrums“ impliziert und zwar mit der Zielsetzung, daraus Profit zu schlagen (vgl. hierzu Chapman in: Stokes 1994: 41), kulminierte das Balkan-Fieber in der Kommerzialisierung des Balkan-Sounds, der bereits eine feste Marketingkategorie darstellt.

Doch zugleich wurde der Balkan-Rock seiner ursprünglichen Bezüge entkleidet. Das Lokale, Regionale wurde transregional und transnational, und es kam zu einer Trennung des vorwiegend geographisch determinierten Raums zugunsten des sozial konstruierten Raums. Dies wiederum zog eine Re-Evaluierung des Balkan-Begriffs selbst nach sich, indem der zumeist als „Schimpfwort“ (Todorova 1999: 264) verwendete Ausdruck zu einer positiv konnotierten Metapher mutierte. Diese bezieht sich nicht mehr auf eine von Krisen, Krieg und ethnischen Säuberungen gekennzeichnete Region, sondern auf ein äußerst empfindsames „emotionales Territorium“, das sich laut Goran Bregovic (zit. n. Lehmann 2004: 11) irgendwo zwischen Istanbul und Budapest erstreckt.

Literatur:

- Gracanin, Tomi (1987): *Plavi orkestar. Smrt fasizmu* [Das Blaue Orchester. Tod dem Faschismus]. In: Mladina, 13. Februar: 44
Hoffmann, Frank / Rossig, Rüdiger (1997): „Zählt nicht auf uns“. *Jugoslawische Jugendliche in Berlin*. In: Klaus Farin (Hg.): *Jugendkulturen zwischen Kommerz & Politik*. LZT: Erfurt: 124-139
Lehmann, Oliver (2004): *Goran Bregovic: Natürlich bin ich Träumer*. In: City, 20. Oktober: 8-11
Stokes, Martin (Hg.) (1994): *Ethnicity, Identity and Music. The Musical Construction of Place*. Berg: Oxford
Todorova, Maria (1999): *Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil*. Primus Verlag: Darmstadt
Wagner, Richard (2003): *Der leere Himmel. Reise in das Innere des Balkan*. Aufbau-Verlag: Berlin



Ironischerweise prägten Journalisten und Diplomaten ab Ende des Ersten Weltkrieges für den Begriff Balkanisierung [Balkanization] die Bedeutung „politische Fragmentierung“, während Linguisten den Begriff Balkanismus [Balkanism] (Seliščev 1925) in gegenteiliger Bedeutung einführten: ein vereinheitlichendes Charakteristikum, das als Resultat der Mehrsprachigkeit von unterschiedlichen Balkansprachen geteilt wird. Codeswitching – der Wechsel von einer Sprache in eine andere innerhalb einer einzelnen Diskurseinheit – tritt häufig in mehrsprachigen Gesellschaften auf, so auch am Balkan.

Victor A. Friedman
ist Sprachwissenschaftler mit dem Schwerpunkt „slawische Sprachen und Literatur“ und Andrew-W.-Mellon-Professor an der University of Chicago.
Dieser Text ist die vom Autor gekürzte Fassung von „Urban Music in the Balkans“, ed. by S. Shupo, pp. 40-54. Tirana 2006.
Die unterschiedlichen Formatierungen (kursiv, fettkursiv etc.) an manchen Stellen beziehen sich auf die verschiedenen Sprachen, die jeweils in den Liedtexten gebraucht werden.

Codeswitching in urbaner Balkanmusik

Victor A. Friedman

Eine Untersuchung des *Codeswitching* in Liedtexten und im Liedrepertoire trägt dazu bei zu verstehen, welche Rolle die Interaktion zwischen Sprache und Musik bei der Bildung von Identitäten bzw. bei der Entstehung von Solidaritäten und Differenzen spielt.

Lindsey (2006) unterscheidet drei Arten von Codeswitching in der bulgarischen *Chalga*, einem urbanen, nach 1989 entstandenen Genre, das Rock mit Musikelementen von Balkan und Nahem Osten kombiniert: Lieder, interpretiert von zwei Sängern, wobei jeder eine andere Sprache spricht; Lieder von einem Sänger unter üppiger Verwendung von zwei oder mehreren Sprachen; und von einem Sänger vorgetragene Lieder, die der Schein-Gebrauch [*token usage*] einer zweiten Sprache kennzeichnet. Darüber hinaus gibt es auch Lieder, die von zwei Sängern in je zwei Sprachen vorgetragen werden, z. B. *Mangava tut* / „Ich liebe dich“ (Charina, *Jaša be Mango*), in dem ein Sänger und eine Sängerin einander in bulgarischen Versen abwechseln, während der Refrain, eine Liebeserklärung in Romani, abwechselnd von einem männlichen Solo und von einem Mann-Frau-Duett gesungen wird (worin die Akzeptanz der Frau signalisiert wird).

Die andere Sprache, die im Kontext des Codeswitching im *Chalga* auftritt, ist Türkisch, das am Anfang des 20. Jahrhunderts – aus soziolinguistischer Perspektive – am unteren Ende der sozialen Hierarchie angesiedelt war. Es kann jedoch behauptet werden, dass eine Auswirkung der Entwicklung der bulgarischen nationalen Identität der Versuch war, Romani und Türkisch in dieselbe Randposition einzuschreiben. Repressive Regierungspolitik gegenüber Türken und Roma unter dem Kommunismus verlieh dem Romani und dem Türkischen ein widerständisches Prestige.

Die Produktion von mehrsprachigen urbanen Balkanmusik-CDs ist im letzten Jahrzehnt immens angestiegen, z. B. *Rumeli Ateşi* (Rumelisches Feuer) aus der Türkei, mit Folk-Pop und Wirtshaus-Liedern in

Türkisch, Albanisch, Bulgarisch, Bosnisch-Kroatisch-Serbisch, Mazedonisch oder Romani, alle DJ-Style gemixt, sowie *Turbo Sllave* („Slawischer Turbo“), *Balkan Music* (in Vermischung albanischer und englischer Schreibweisen) aus Albanien, dem Rumänisch und Griechisch beigemischt werden und das Folk-Rock-Genres wie *Chalga* und *Turbo-Folk* aufweist – ursprünglich ein serbisch-orientales Genre mit Liedern über Sex, Geld und Drogen. Während *Turbo-Folk* mit nationalistischen Extremisten im ehemaligen Jugoslawien in Verbindung gebracht wird und von der intellektuellen Elite am Balkan als „Trash“ und unauthentisch verachtet wird, sind die Zuhörer nachsichtig gegenüber der politischen Haltung der Sänger oder der Meinung der Intellektuellen.

Drei Typen von Codeswitching

Codeswitching in Liedern weist drei funktionelle Typen auf: expressiv, übersetzerisch [*translational*] und handlungserweiternd [*plot advancing*]. *Expressive* Codeswitches erweitern zwar nicht die Erzählung in einem Lied, wiederholen aber auch nicht, was bereits gesungen wurde. Durch die Wiederholung derselben Worte in verschiedenen Sprachen spricht die *Übersetzung* verschiedene Hörerkreise an oder zeigt die Mehrsprachigkeit einer Zuhörerschaft an und erzeugt Solidarität. *Handlungserweiternde* Codeswitches beinhalten Wörter, die für die Erzählung des Liedes entscheidend sind.

Im Gegensatz zu Lindsey halte ich nicht die Häufigkeit des Codeswitching für entscheidend, als vielmehr dessen Funktion. So etwa in einem Lied, zitiert von Lindsey (2006): „Gāci gāci“ (*Amet* 2004) – auch auf *Toše, Erđan i Ramko vo živo* (2005) – baut der Refrain einen Zwei-Wörter-Codeswitch aus dem *Bulgarischen* ins *Romani* ein, wobei die Wörter selbst für die Bedeutung entscheidend sind: *Ako iskaš, mila, kompresa / Az šte ti napravja so mangesa* (Wenn du, Liebes, einen Umschlag willst / Ich werde für dich

tun, *was du willst*). Von einer funktionellen Perspektive aus ist der bereits erwähnte Romani-Refrain (*Mangava tut*) ebenso kommunikativ.

Das folgende Beispiel überschreitet mehrere Grenzen: Es impliziert eine *türkische* Matrix, *griechische*, *sephardische* und *armenische* Wechsel und ein Balkan-amerikanisches Publikum. Aufgenommen wurde es von Marko Melkon – geboren als Melkon Alemsharian 1898 in Smyrna, verheiratet in Saloniki und aufgetreten in Amerika bis zu seinem Tod 1963 – für das Label *Decca* in 1957 (neu aufgelegt auf: *Armenians on 8th Avenue*): *Bak benim halime, aman / Al kupayı / Ela 'do (hos egoor) / ven aki / içem boz raki* (Sieh, wie's mir geht / Nimm das Glas, komm her, (gesprochen: komm her) / komm her / lass uns gewässerten Raki trinken).

Dieser Codeswitch könnte alle drei Funktionen erfüllen, da er einen *Ausruf* beinhaltet, der eine *Übersetzung* ist, gleichermaßen aber auch Teil der *Geschichte* des Liedes. Abgesehen von der Funktion verweist der Refrain auf die mehrsprachige Atmosphäre eines Wirtshauses am Balkan.

Überschreitung mehrerer Grenzen

Codeswitching überschreitet bewusst die Grenzen zwischen Sprachen; als ein musikalisches Phänomen verwischt es aber auch die Grenze zwischen Ländlich und Urban. Jašar-Nasteva (1987: 15-16) präsentiert zwei Lieder aus den Janovene-Dörfern, die heute griechisch-mazedonisch sind, unweit der Grenze zu Albanien. Diese Dörfer die am meisten südwestlichen, zumeist mazedonischsprachigen Dörfer hatten Lieder in *Griechisch*, wiederholt in *Mazedonisch* oder *Albanisch*: *Vasilikós myrízei giá déte poiós diavénei / Bosiljok mi mirisi, aj vitte koj pominv* (Ich rieche Basilikum, oh, schau, wer vorbeigeht) oder *Épisa miá pérdika, môr manná, môr manná / Zura nje falaze, moj nane, moj nane* (Ich fing eine Taube, oh Mama, oh Mama).

Ähnlich in einem Lied von Tanuša aus der Poreče-Region, die heute zur Ehemaligen Jugoslawischen Republik Mazedonien gehört: Hier wechselt der Text zwischen *Mazedonisch*, *Türkisch* und *Albanisch*. Das Albanische ist eher übersetzerisch, obwohl es auf die albanische Formulierung zurückgreift, indem es *česh* (standard *qesh*), lachen, einschließt. Das Türkische verwendet alle drei Funktionen, während das Mazedonische den erzählerischen Rahmen bildet: *Imaš oči / kako fildžan / yandim aman / yalvaraim / gel yanuma / Pot baj rixha, čiko, / fol e česh me mu / Soyle benimle of, of! / Zbori sos mene*

(Du hast Augen/wie kleine Kaffeetassen/ Ich habe mich verbrannt, oh weh/ Ich bitte [dich]/komm an meine Seite/ Ich bitte dich, Mädchen/sprich und lach mit mir/Sprich mit mir, o weh/Sprich mit mir.)

Es gibt auch rituelle Codeswitching-Lieder, die Aromunisch und Mazedonisch verwenden, aus Balkan-Städten wie Prilep oder Bitola. Das Folgende ist aus einem *aromunischen* Weihnachtslied mit einem *mazedonischen* Codeswitch. Hier trägt das Mazedonische zum rituellen Inhalt des Liedes bei: *Kólinďá, mélinďá / cáreva góđina / tsintsí vake / ďá nj babá, ná kulaká* (Weigand 1895: 132) (*Kólinďá, mélinďá* / ein königliches Jahr! / fünf Kühe / gib mir, Großmutter, ein Keks). Vielleicht versuchte die Landbevölkerung durch Codeswitching das Prestige des Urbans nachzuahmen, aber die Praxis umfasste hybride, sowohl ländliche als auch urbane, Identitäten.

Man kann auch eine Unterscheidung treffen in *zitierende* und *nicht-zitierende* Codeswitchings. Das einzig *griechische* Rebetika-Lied mit mehr als nur einzelnen Anleihen an Fremdwörtern, das ich auffinden konnte, weist ein *türkisches* Zitat mit zwei Wörtern auf: *Stà vathê tēs Anatolēs / stē maúrē ksenitiá mou / ótan akouō mpīr aláh / ragízetai ē kardiá mou* (In den Tiefen Anatoliens / in meinem dunklen Leben in der Fremde / wenn ich höre: Gott ist einzig (Türkisch: *bir Allah*) / zittert mein Herz) (Petropoulos 1968: 334).

Sephardisch [*Judezma*] war eine urbane Sprache, und sephardische Codeswitchings finden gewöhnlich ins Griechische oder Türkische statt, wie im expressiven *türkischen* Refrain dieses Kinderliedes: *Si veriaš al gameyo, / asentado en el taviero, / avriendo suz buenaz filaz, / maz delgadaz de suz caveyoz* / (Refrain: *Ben seni severim, çok seni severim* (Wenn du nur das Kamel sehen könntest / das auf einer Teigrolle sitzt / und den Blätterteig ausrollt / dünner als sein Haar / Refrain: Ich liebe dich, Ich liebe dich sehr) (*Voice of the Turtle, Balkan Vistas—Spanish Dreams*). Ein mazedonisches Lied verwendet denselben Refrain; aber da es ein Liebeslied ist, kann die Funktion als stärker erzählerisch angesehen werden.

Bis vor kurzem waren, so wie in *Chalga*, Türkisch und Romani die beiden Codeswitching-Hauptsprachen der mazedonischen Radioproduktion. Gegenwärtig jedoch finden die Wechsel vor allem ins Romani und nicht mehr ins Türkische statt. Dies signalisiert eine Statusveränderung, die mit der Politik einhergeht, die Roma-Identität zu bestärken im Vergleich zu anderen muslimischen Identitäten (albanischer oder türkischer),

die mit der mazedonischen Identität auf mehreren Ebenen konkurrieren.

Kappler (1998) untersucht und analysiert einige griechische und balkan-slawisch-osmanische Liedersammlungen mit Codeswitching und vermischten [*macaronic*] Sprachspielen. Es ist klar, dass Lieder mit Codeswitching ein bedeutendes Genre in der osmanischen Türkei waren, oft verknüpft mit der „Romeo und Julia“-Thematik, wobei weniger die unterschiedlichen Familienhintergründe als vielmehr die Religion als Ursache für die frustrierte Liebe ins Spiel kam.

Wie Kappler (1998: 168) beobachtet [*gekürzte Übersetzung des Autors*]: „Es ist genau das Gebiet der Musik, das wahrscheinlich den meist genutzten Begegnungsort von Kulturen und Sprachen [im osmanischen Reich] bildete, und auch der dauerhafteste. Dieselben Lieder zirkulierten häufig unter den unterschiedlichen ethnische Gruppen: ein türkisches *şarkı* [*Lied*], welches das griechische, arabische, kyrillische, armenische oder hebräische Alphabet benutzt, oder ein griechischer Vers in arabischen Buchstaben. Es ist kein Zufall, dass die gegenseitige Durchdringung von Kriterien und Formen ihre nationale Bedeutung in der Musik verloren hat, und so, vielleicht, das ideale Modell von Multikulturalismus vorführt. Die Musik benützt die Mehrsprachigkeit, um ihre eigene interethnische Funktion zu unterstreichen.“

Wie das Codeswitching in ethnischen Balkanwitzen, zeigt Codeswitching in Liedern die soziolinguistischen Beziehungen an und ist somit auch konstitutiv für diese Beziehungen. Musikalische Codeswitchings am Balkan weisen einen Reichtum von einander überschneidenden Identitäten auf, innerhalb derer sich die Angehörigen der Balkan-Kulturen bewegt haben und noch immer bewegen können.

Literatur:

- Jašar-Nasteva, O. (1987): *Turski elementi vo jazikot i stilot na makedonskata narodna poezija*. Skopje
Kappler, M. (1998): *L'amour violé: poésie bilingue et plurilingue dans les anthologies grecques et bulgares des chansons ottomanes du 19ème siècle*. Mediterranean Language Review 10: 148-168
Lindsey, T. (2006): „Codeswitching and Language Mixing in Bulgarian Popular Music“. 15th Biennial Conference on Balkan and South Slavic Linguistics, Literature and Folklore, University of California, Berkeley, March 30 – April 1 2006
Petropoulos, E. (1968): *Rempetika tragoudia*. Athens
Seliščev, A. (1925): „Des traits linguistiques communs aux langues balkaniques“. *Révue des études slaves* 5: 38-57
Weigand, G. (1895): *Die Aromunen*, 2. Leipzig

Übersetzung: Mirjam Karoly

Der Nationalismus beruft sich zur Durchsetzung ethnischer Exklusivität auf kulturelle Tradition und Kontinuität. Zwei intellektuelle Gegengifte gibt es gegen das nationale Gift: ein modernistisch-materialistisches und ein historisch-ethnographisches. Ersteres tut den Einfluss des Ethnischen als anachronistisch oder künstlich ab. Letzteres vergleicht die nationalen Mythen mit den kulturellen Wirklichkeiten der vornationalen Zeit. Nirgendwo in Europa liegt diese vornationale Zeit kürzer zurück als auf dem Balkan, nirgendwo in Europa existierten multiethnischere Gesellschaften, und von nirgendwo hallen die Echos der eigenen bestialischen Geschichte unerträglicher in westeuropäische Ohren zurück. Geschichte?

Richard Schuberth, freier Autor, Verfasser des Stücks „Freitag in Sarajevo“, Gründer und künstlerischer Leiter des Festivals „Balkan Fever“.

Salade macédoine & deutsche Eier

Richard Schuberth

„Im September 1991“, erinnert sich der Belgrader Regisseur Zoran Solomun, „als es die pogromartigen Nächte in Rostock gab und der Mob Wohnungen von Vietnamesen in Brand steckte, habe ich Folgendes erlebt. In einem Laden fragte mich eine Frau, woher ich käme, und sagte dann voller Abscheu: Ist es nicht unglaublich, was dort passiert? Diese Brutalität, diese Grausamkeit! Ich wollte es relativieren und sagte: Ja, aber haben Sie nicht auch gesehen, was vor zwei Tagen in Rostock passiert ist? Da war sie beleidigt, sie hat geschrien: Das ist etwas vollkommen anderes.“

Historische Überraschungsgeschenke

Mit dem griechischen Unabhängigkeitskrieg (1821–29) wurde das in deutschen Think-Tanks entwickelte Gift des ethnischen Nationalismus erstmals im Großversuch getestet, dessen Restbestände kehrten in den 1990er Jahren wieder auf den Balkan zurück. Dass die Balkanier das Gift, das wir nicht mehr zu brauchen glaubten, weil unsere Pharmakonzerne längst wirksamere erfunden hatten, auch probierten, und zwar an sich und ihren Nachbarn, war uns einmal mehr der schockierende Beweis ihrer Zivilisationsunfähigkeit.

Es lohnt sich, die ethnische Geschichte dieses Großraums zu studieren, und sei es nur, um folgende befreiende Lehre daraus zu ziehen: Selbst wenn wir uns alles, was wir für wahr halten, als 20 Mal komplexer denken, ist das noch immer eine Beleidigung der wahren Komplexität.

Lasst uns also tief in den Sack mit den Überraschungsgeschenken greifen, welche die Geschichte des Balkans für uns bereithält, und willkürlich ein paar Fakten und Anekdoten herauskramen. Ein solcher Griff ins Volle würde z. B. zutage fördern, dass die beliebte Phrase, alle zwei Generationen fielen die Völker des Balkans übereinander her, keinen langen Bart hat, denn das taten sie erst seit dem 19. Jh., mit Zerfall des Osmanischen Reichs, dem eine 400-jährige relativ friedliche Phase (Pax Osmanica) vorausging, in der man einander gelegentlich aus ökonomischen und sozialen Gründen massakrierte, dabei aber kaum ethnische Motive vorschob; dass die periodisch aufflackernden Bauernaufstände christliche und muslimische Bauern vereinte,

dass diese nicht selten die Zentralregierung in Istanbul um Hilfe gegen gierige Lokalfürsten, aber auch Popen riefen, dass im 16. und 17. Jh. Bauern des Habsburger Reiches en masse ins Osmanische Reich emigrierten, weil die feudale Unterdrückung dort weniger schlimm war; dass gesellschaftliche Vergangenheit, wie Immanuel Wallerstein einmal schrieb, keine „in Stein gemeißelte Schrift“, sondern „bestenfalls eine in Lehm gezeichnete Inschrift“ sei, im konkreten Fall: dass alle Balkanvölker, wie wir sie und wie sie sich selbst zu kennen glauben, in ihrer Einheit nicht älter als vier Generationen sind; dass der Balkan sich zuvor als pointillistisches Gemälde von tausenden Lokalkulturen gebärdete, in der nationale Identifikation so absurd und lächerlich erschien wie die politische Organisation nach Haarfarbe; dass es zwar so was wie eine protoserbische und protokroatische Identität gab, diese sich aber eher lokal und dynastisch gerierten, jedenfalls weit hinter konfessioneller Groß- und dörflicher Kleinidentität anstellen mussten und dass erst die Wandlung von religiöser zu nationaler „Anrufung“ auch jene Menschen zu Kroaten, Serben und Bulgaren machte, die sich zuvor nie damit identifiziert hätten, wie etwa herzegowinische, ungarische und donauschwäbische Katholiken, oder kosovarische Bauern, die teilweise bis vor wenigen Jahrzehnten noch nicht wussten, dass sie Serben seien, ebenso wie sich slawische Bauern in Mazedonien um 1900 weder als Bulgaren noch als Mazedonier bezeichneten, aber als Griechen – und damit nicht die Nation, sondern die Religion meinten; dass man zur gleichen Zeit das dalmatische Gemüt, jene Mischung aus venezianischem Bürger- und dinarischem Berg-Sippen-Stolz, nur schwer davon überzeugen konnte, derselben ethnischen Kategorie anzugehören wie slawonische Bauern oder die „österreichischen“ Zagreber; dass ein Großteil der bosnischen Serben wahrscheinlich slawisierte Nachkommen südumänischsprachiger Wlachen sind; dass die kulturellen Grenzen und Fronten über die Konfessionen hinweg hauptsächlich zwischen Berg-, Tiefland- und Stadtbewohnern verliefen, will heißen: dass Bewohner aller Konfessionen aus der Lika, Krajina und Herzegowina, aus Montenegro, Nordalbanien und der Šar Planina mehr gemeinsam hatten

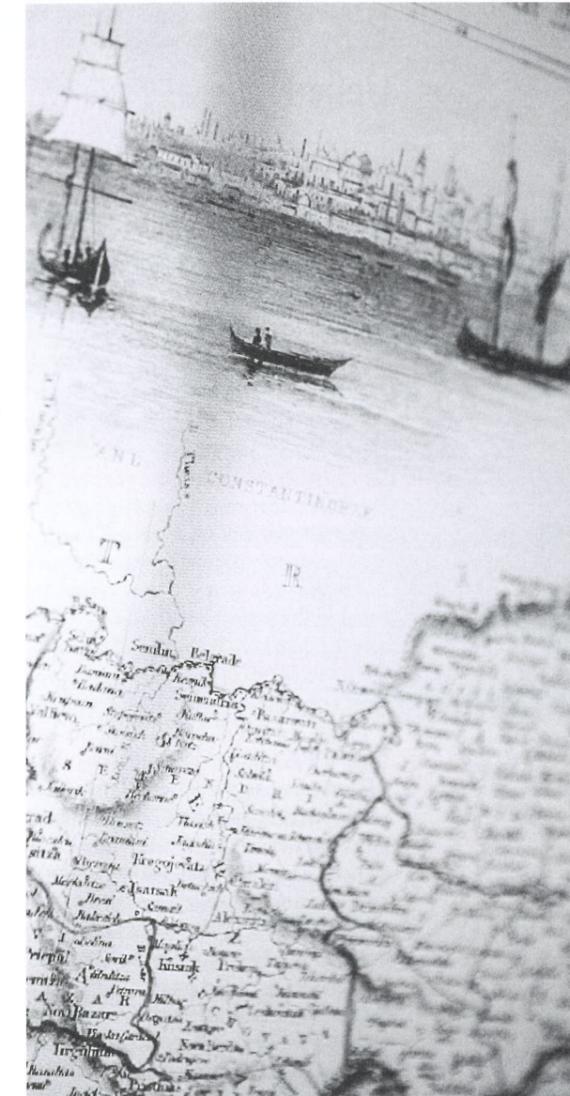
als mit ihren vermeintlichen Volksgenossen in Tiefland und Stadt; dass sogar albanisch-montenegrinische Mischclans existierten; dass im griechischen Befreiungskrieg Albaner (Sullioten) eine zentrale Rolle spielten; dass die Dalmatienerinnen um 1600 ihre eigene Kopftuchdebatte hatten, wenn sie die Schäfer aus den Bergen mit dem Lied „Eher würd' ich einen Türken heiraten, als in Schwarz herumzulaufen und ein Kopftuch zu tragen“ verspotteten; dass die südslawischen Sprachen ein zäher Teig allmählich ineinander übergehender Dialekte sind, dem die nationalen Keksformen bis heute nur wenig anhaben konnten, dass z. B. schon südlich von Belgrad, bei Jagodina, ein Dialekt beginnt, der ebenso vom bulgarischen und mazedonischen Nationalismus beansprucht werden könnte, und dieses Kontinuum nur vom Kosovo unterbrochen wird, wo den Serben ein albanischer Akzent nachgesagt wird; dass es in Mazedonien bei Zusammenkünften zum guten Ton gehörte, jeweils in der Sprache des ältesten Anwesenden zu plaudern; dass nicht nur die politischen, sondern auch die religiösen Identitäten stets fröhlich unzuverlässig und pragmatisch gehandhabt wurden, wie es Lady Montagu, die Frau des britischen Gesandten in Istanbul, 1717 auf den Punkt brachte: „Die Menschen, die unter Christen und Muslimen leben und nicht sehr versiert im Streiten sind, erklären, sie seien völlig unfähig zu entscheiden, welches die bessere Religion sei: Um sicher zu gehen und sich nicht von der wahren Religion abzuwenden, befolgen sie mit großer Umsicht beide und gehen am Freitag in die Moschee und am Sonntag in die Kirche.“ – Dass türkische Matrosen zu Jungfrau Maria beteten und heute noch orthodoxe Gastarbeiter in Wien zum bosnischen Hodscha pilgern, um Segen und Heilung zu erleben; dass es 1872 weder der Hodscha noch der Pope fertig brachten, die Stadt Adrianopolis (Edirne) von Vampiren zu befreien, was erst einem anatolischen Wanderzauberer gelingen wollte; dass Juden nirgends so gute Lebensbedingungen vorfanden wie im Osmanischen Reich; dass es in Mazedonien überhaupt keinen, in Serbien so gut wie keinen und in Bulgarien erst seit kurzem Antisemitismus gibt; dass im Jahr 1817, als der Gouverneur von Bosnien, Ruschdi Pascha, zehn Notabeln der Sarajevoer jüdischen Gemeinde, darunter den Oberrabbiner, verhaften ließ, um aus ihnen Geld zu pressen, und mit ihrer Hinrichtung drohte, 3 000 bewaffnete Muslime in einer spontanen Demonstration vor den Gouverneurspalast zogen und deren Freilassung erzwangen, dass die muslimische Geistlichkeit Bosniens 1941 Petitionen am

laufenden Band verfasste, in denen sie Gräueltaten der Ustascha gegen Juden und Serben verurteilte, dass sich der orthodoxe bulgarische Metropolit Stefan, angeregt vom mutigen Einzelkampf des Abgeordneten Dimitar Pesev, 1942 den Davidstern an die Brust heftete, jüdische Mitbürger im Dom von Sofia versteckte und somit den Zaren veranlasste, die drohende Deportation der bulgarischen Juden nach Polen abzuwenden. Dass Mazedonien, dessen verunglücktem Präsidenten Boris Trajkovski es gelungen war, den Konflikt mit den Albanern friedlich beizulegen (gerade als die westlichen Medien aus den Mazedoniern neue Killerslawen konstruieren wollten), dass dieses Mazedonien nicht nur der einzige Staat ist, der seinen Unternehmern die Steuern zurückerstattet, die diese nie gezahlt haben, sondern auch der einzige, der den Nachkommen seiner einst hoch geschätzten und vernichteten jüdischen Gemeinde freiwillig anbot, deren Besitztümer zu refundieren. Dass die mazedonischen Nationalisten um 1900 (z. B. in der Verfassung von Kruševo) im Vergleich zu allen Nachbarnationalismen großzügige Minderheitenrechte garantierten, was kein Goodwill ist, sondern oberstes Gebot politischer Vernunft in einer multiethnischen Gesellschaft, deren Städte noch dazu ein liberales Großbürgertum beherbergten.

Die mazedonische Multikulturalität

Nun sei der Ranzen der Überraschungen aber wieder zugeschnürt, um die Leser nicht über Gebühr zu verwirren – so wie jene Menschenrechtsspezialisten, die aus aller westlicher Herren Länder nach Mazedonien strömten, um den Mazedoniern Multikulturalität einzubläuen. Völlig verstört kamen sie zurück und waren Monate, ja Jahre nicht fähig, über das Erlebte zu sprechen. Denn sie fanden, was ehemals schon französische Diplomaten verwirrt hatte, weshalb sie nach diesem Tohuwabohu einen Salat benannten: *Macédoine*, nämlich die vitalen Überreste einer vornationalen Multiethnizität, die unter Lebensbedingungen funktioniert, unter denen unsereiner sich längst am nächstbesten Afrikaner vergriffen und ein für allemal verboten hätte, die köstlichen Börek vom türkischen Nachbarn zu schnorren.

Nun die Frage an die Geschichtsphilosophen: Müssen die Mazedonier, nur weil ihre Multikulturalität ein Relikt aus vorkapitalistischer Zeit ist, erst durch die Moderne durch, also durch nationalistischen Massenmord, um uns dann das aufgeklärte Frankfurter oder Wiener Multi-Kulti-Modell mit Wirtschaftskonzessionen abkaufen zu



dürfen? Lassen wir den Belgrader Regisseur Z. Solomun, der sich als Aktivist gegen das Milošević-Regime sicher keiner proserbischen Sympathien verdächtig macht, die Schlusspointe dieses Artikels offenbaren: „Für Westeuropäer gehört das Nationale zur Natur wie die Bäume oder die Luft. Sie wissen es nicht einmal. Es steckt tief in ihrem Denken. Sie glauben an nationale Eigenschaften, als wären das uralte Unterschiede zwischen den Menschen. Als ich 1990 nach Deutschland kam – aus einem Jugoslawien, in dem der Nationalismus aufblühte –, sah ich hier im Supermarkt eine Packung mit zehn ‚deutschen Eiern‘ und habe laut gelacht. Auf dem Balkan wäre so etwas ein Witz gewesen. Früher zumindest. So weit gingen dort die nationalen Identifikationen nicht.“

Alors, citoyens, holt mazedonische „interethnicity mediators“ in den Westen, am besten alle, da jeder Mazedonier ein solcher ist!

An Nataša Maroševac, geb. in Bosnien-Herzegowina, 1992 Flucht nach Österreich, seit 1994 in der Ausländerberatung im Landesschulrat in Innsbruck tätig

Liebe Nataša,

es ist wirklich seltsam, dass Du mich auf den Gedanken bringen musstest, eine Anthologie der Migration aus den Balkanländern zusammenzustellen, und ich nicht selbst darauf gekommen bin – denn mein Bezug zum Balkan hat sogar familiäre Gründe: Unser Vater, Dr. Kurt Nitsche, ist 1910 als Sohn eines k.u.k. Offiziers in dessen Garnisonsort Karlsburg (jetzt: Alba Julia) in Rumänien geboren, mein Schwiegervater, Dr. Ekkehard Neyer aus Innsbruck, im damaligen Neumarkt, Slowenien. Er animierte uns, Serbokroatisch zu lernen – über armselige Anfangsschritte kamen wir aber leider nicht hinaus, auch mit dem Russischen. Unsere Tochter Veronika ist mit Edin, Bosnier aus Visoko, verheiratet, beide als Mitarbeiter bei WUS in Graz auch beruflich eng mit Südost-Europa verbunden; sie lernt Bosnisch, also in der 2. Generation werden manche Visionen wahr.

Meine eigene Bindung zum Balkan begann 1963: Auf Initiative der ÖH (Rudi Höhenwarter) an der Wiener Akademie am Schillerplatz kam es zu einer Zusammenarbeit mit der Akademie Zagreb, und zwar zu einer gemeinsamen Malwoche auf der Insel Krk, an der zwei Professoren und Studenten aus Zagreb und wir aus Wien teilnahmen, unter ihnen Kurt Kappa Kocherscheidt (1942–1992), der damals den Namen Kurt in seiner Liebe zu allem Slawischen in Kurtoslav änderte – vielleicht auch darin ein frühes Vorbild – und mir viel über Kärntner Slowenen erzählte. Auch der ebenfalls sehr bekannte Maler Robert Zeppel Sperl (1942–2005) war dabei, beiden war ich freundschaftlich verbunden. Hier lernte ich ein paar Wörter Kroatisch – und Fluchen; manchmal passiert's mir heute noch; das mag Veronika gar nicht! Es war eine so schöne Zeit, dass wir bald darauf eine weitere Kunstfahrt nach Krk organisierten.

Vor dem Balkankrieg initiierten wir eine Schulpartnerschaft zwischen der Ivan-Cankar-Schule in Ljubljana und unserer, dem Gymnasium Landeck. Auf dem Weg nach Slowenien

besuchten wir das Slowenische Gymnasium u Celocu, hoppla, in Klagenfurt. Die SchülerInnen waren in Laibach/Ljubljana bei Familien von „Mit“schülern untergebracht; es war ein richtiges Abenteuer für uns, sprachlich aber nicht, die erste Fremdsprache ist dort Deutsch; wir nahmen auch am Unterricht teil; dabei habe ich viel Didaktisches für mein eigenes *Deutsch als Fremdsprache* gelernt, denn bald zog es mich wieder nach Istanbul, wo ich das Gelernte anwenden konnte.

Nach dem Balkankrieg war ich einige Male in Sarajevo – einmal auch mit Dir, liebe Nataša, Du wieder einmal in Deiner Heimat, die Spuren der Gräueltaten des unbegreiflichen Krieges immer noch unübersehbar. Ich war hauptsächlich auf der Suche nach sefardischen Spuren, *Sandverwehte Wege* wurde dann daraus. Es war letztlich dann die Haggadah, das einzigartige, mittelalterliche, wunderbar illustrierte liturgische Manuskript der 1492 aus Spanien vertriebenen Juden, die ich in einer Faksimileausgabe in die Hand bekam, zugleich aber auch deren Geschichte, des Originals, wie nämlich (ja, auch „Faksimile“, aber wie!, in einer Nacht- und Nebelaktion angefertigt) das kostbare Buch vor dem bedrohlichen Zugriff der Nazi gerettet worden und so nun wieder im Nationalmuseum von Sarajevo aufbewahrt ist. Speisen mit Archie im Großen Tscharsche, dem Basar, wo einmal sogar Bilder von mir ausgestellt waren, Besuch bei Veronika, als Friedensdienerin in Zenica tätig, Kurzabstecher auf die Insel Krk, dann bei Edins Eltern in Visoko mit der wunderschönen modernen Moschee und der geheimnisvollen Pyramide. Weiter zurück: Schöne Urlaubszeiten mit der Familie und Landschaftsmalerlebnisse, Erinnerungen an die Begegnung mit dem großen „Bogumilen“-Maler Hajrudin Kujundzic aus Zagreb, dessen Bilder 1975 daraufhin in Landeck zu sehen waren und einige davon jetzt auch posthum in *Südstwind*; so heißt unser Buch jetzt – die anfängliche Bezeichnung „Balkan-Anthologie“ stieß

auf internen Widerstand (warum wohl?, das sollte sich durch unser Buch ein wenig ändern, findest Du nicht auch, Nataša?). Meine alte, herzliche Verbundenheit mit der *Tschuschen-Kapelle*, all das und noch viel mehr lassen mich „Balkan“ mit strahlend leuchtender Aura geschmückt empfinden. Das Wort *Balkan* stammt übrigens aus dem Türkischen: steiler bewaldeter Gebirgszug.

Die Anthologie der autochthonen Wenigerheiten, *Österreichische Lyrik – und kein Wort Deutsch*, brachte mich mit der Literatur einiger slawischer Sprachen (der Slowenen in Kärnten und der Steiermark, Kroaten im Burgenland, Tschechen, Slowaken in Wien) in Berührung. In *Südstwind* wird auf einen weiteren Bereich österreichischer Literatur hingewiesen, den der Poesie der neuen Wenigerheiten, der Migrantinnen und Migranten aus dem Südosten Europas – österreichische Literatur ist ja nicht nur deutschsprachig, was in Forschung und Lehre leider lange übersehen wurde! Etliche der AutorInnen sind als muttersprachliche LehrerInnen, andere in integrativen Berufen tätig, viele auch schon österreichische Staatsbürger.

Die jahrzehntelange Peinlichkeit um die zweisprachigen Kärntner Ortstafeln war einer der außerliterarischen Beweggründe für die Arbeit an *Österreichische Lyrik – und kein Wort Deutsch*. Die Schande der aktuellen Situation, dazu in Wahlkampfzeiten besonders ungeniert und laut artikulierte Fremdenfeindlichkeit verstärkten meine Motivation für dieses Werk. Liebe Nataša, ich danke Dir herzlich für Deine vielfältigen hilfreichen Aktivitäten über die Ideenspendung hinaus an *Südstwind*! Bis zur nächsten *Südstwind*-Lesung! Wie viele waren es denn bisher? Sechs? Die nächsten sind wahrscheinlich in Kufstein und Salzburg.

Liebe Grüße,

Gerald Kurdoğlu Nitsche, Atelier im Karnerwaldele (eigentlich wollte ich jetzt in Istanbul sein, bin es aber jedenfalls viel in Gedanken, so kommt mein Brief teilweise von dort und hier!)



Foto: stockexchange

Erst geköpft, dann gehangen

Ein Blick auf „Saray“ von innen

Burak Büyüç

Zum Saisonauftakt 2006, der letzten Spielzeit der Intendanz Airan Bergs, wurde im Wiener Schauspielhaus in Kooperation mit dem Wiener Mozartjahr ein besonderes Projekt ins Leben gerufen: „Saray // Mozart alla turca“. Mozarts Oper „Die Entführung aus dem Serail“ wurde auf mehreren Ebenen auf den Kopf gestellt – dramaturgisch, räumlich, musikalisch. Im Blickfeld hatte das internationale Team um Regisseur Ibrahim Quraishi und Dramaturg Gabriel Smeets die Auseinandersetzung mit dem „Anderen“, „Fremden“ – festgemacht an der Situation in Österreich lebender MigrantInnen türkischer Abstammung.

Das zentrale Leitthema in Mozarts Oper ist die Grenze der einander gegenüber gestellten Kulturwelten von Orient und Okzident, die am Ende in einem humanistischen Akt aufgehoben wird. Liebe, Toleranz und menschliche Güte gewinnen abgesehen von der kulturellen Differenz am Schluss die Oberhand. Zwei männlichen Protagonisten aus dem „Abendland“, denen ihre Frauen durch Kidnapping von zwei Männern aus dem „Morgenland“ abhanden gekommen sind, wird am Schluss um der Liebe und Menschlichkeit willen die gemeinsame Rückkehr in ihre Heimat erlaubt.

Umgedrehte Rollen

In „Saray // Mozart alla turca“ wurden die Rollen umgedreht: Die Kidnapper sind nicht mehr die „Morgen-“, sondern die „Abendländer“. Der türkische Herrscher Bassa Selim ist nicht mehr der „edle Barbar“, sondern nun der Führer einer rechtsradikalen österreichischen Partei mit dem Namen Felix, sein Handlanger Osmin ist sein nach Macht strebender Parteifreund Oskar. Die europäischen „Edelleute“ Belmonte und Konstanze mit ihren Dienern Pedrillo und Blonde sind hier türkische MigrantInnen, Fremde, entwurzelte GastarbeiterInnen namens Süleyman, Kahraman, Feraye und Esmercik.

Seit der Entstehung von Mozarts Oper sind mehr als 200 Jahre vergangen, doch

die vorurteilsbehaftete Begegnung mit dem „Fremden“ hat sich als Element in heutigen Denksystemen erhalten. Indem nun Europa als „exotische“ Kultur gezeigt wird, in die MigrantInnen geworfen werden, durchmischen sich die Ebenen. Wird bei Mozart das Fremde, dem zunächst eine zerstörerische Macht zugeschrieben wird, durch den Verzicht auf Machtausübung des fremden Herrschers in einem großzügigen „humanistischen Akt“ ins Positive verkehrt, bleibt in „Saray“ am Ende die Ohnmacht bestehen. Es findet keine Annäherung statt, die Versöhnung bleibt aus.

Perspektivenwechsel im Theatersaal

Es wird kein humanistischer Pseudo-Appell in die Welt hinausposaunt. Der Spiegel ist zerbrochen, die Wirklichkeit spiegelt sich in tausend Stücken wider. Der Spieß wird um 180 Grad gedreht. Der Blick ist nicht mehr auf das Fremde gerichtet, sondern der Blick des Fremden richtet sich nun auf seinen harten Alltag in seiner neuen, europäischen Umgebung. Die Frauen als stetes Objekt der Begierde erleben ihre Ohnmacht doppelt: Das eingefrorene Bild der „Grande Odalisque“ bleibt als Referenzpunkt des männlichen Blickes und Machtanspruches bestehen, dieser ist universal.

Neben der Umkehrung der Handlung und der Identitäten hat der Perspektivenwechsel auch den Theatersaal selbst erfasst: Der Platz der ZuschauerInnen und der Bühne wurden – wohl nur für eifrige BesucherInnen des Schauspielhauses erkennbar – vertauscht, um die Beliebigkeit des eingeschlagenen Blickwinkels zu verdeutlichen. Der dabei entstandene Raum wurde in seinen Elementen leer und abstrakt gestaltet, mit dem Versuch, ihn bis an die Ränder seiner Gestalt auf nackte geometrische Formen zu reduzieren. Maßgeblich geprägt von Licht und Video-Projektionen, um die als „gefrorene Bilder“ konzipierten Szenen zu ermöglichen.

Mozarts Musik wurde von Serdar Yalçın für traditionelle türkische Instrumente wie Kemeçe, Kanun und Ud neu arrangiert, die sie fremd und ungewohnt klingen lassen. So fremdartig, wie im 18. Jahrhundert die in erster Linie als Janitscharen-Musik wahrgenommenen türkisch anmutenden Klänge Mozarts in den Ohren des Wiener Publikums geklungen haben mögen. In „Saray“ werden



Foto: N. Mangafas

die Arien dieses in der Literatur als erste echte deutsche Oper eingestuftes Werkes zum Großteil in türkischer Sprache gesungen – von jungen türkischen Sängerinnen und Sängern aus Istanbul und Ankara.

Das Konzept für die szenische Darstellung ist darauf angelegt, den Ausdrucksweisen freien Lauf zu lassen, die sich auf der Ebene der Verneinung von klassischen schauspielerischen Techniken bewegt. Der repetitive Charakter der Bewegungen schafft eine von psychologischer Ausdrucksweise weitgehend entleerte Form. Hinzu kommen „typisch türkische“ Gesten und Bewegungsabläufe, die, aus dem Alltag herausgeschnitten, ihrem Kontext entzogen und stilisiert auf die Bühne gebracht, Teil eines Paradoxons werden – wie es der Wettlauf Achills mit der Schildkröte ist.

Am Ende bleibt die ungewisse Zukunft der MigrantInnen wie die in „Saray“ unbeantwortet bleibenden Fragen im Raum stehen: „Kahraman, Esmercik ist wieder da. Erwartest du nun Frühstück jeden Morgen?“, „Süleyman, werden die Ehre und der Stolz nur durch eine Frau verkörpert?“, „Feraye, wolltest du eigentlich gerettet werden?“ – „Ist das jetzt das Ende?“

Burak Büyüç

studiert Philosophie und arbeitete als Regie- und Videohospitant an der Produktion „Saray // Mozart alla turca“ im Wiener Schauspielhaus mit.

Von Grund auf sicher?

Zum geplanten bedarfsorientierten Grundsicherungsmodell

Lilli Frysak

Die Debatte um die Grundsicherung hat eine neue Dimension erreicht, seit auch die ÖVP bereit ist, diese einzuführen. Im Gegensatz zu den ursprünglichen SP-Plänen mit 800 Euro ist jetzt von 726 Euro pro Monat die Rede. Die Basis dieses Modells scheint jedoch nach wie vor fragwürdig und macht eine feministische Betrachtung notwendig.

Österreich hat ein erwerbszentriertes Sozialsystem, d. h. soziale Absicherung hängt von Erwerbsarbeit und damit von Höhe und Dauer der Beitragszahlungen ab.

Diese Kultur der Sozialstaatlichkeit und der daran hängenden Grundsicherung scheint vor allem für Frauen problematisch zu sein. Frauen sind in der Regel weniger erwerbstätig als Männer; wenn, dann in vorwiegend atypischen Arbeitsformen und schlechter bezahlten Branchen. Das österreichische Sozialversicherungssystem ist immer noch auf die „Versorgerinnenehe“ und die durchgehende männliche Erwerbstätigkeit ausgerichtet. Frauen sind dadurch massiv benachteiligt und in diesem System in vielen Lebenslagen unterversorgt: Die Notstandshilfe und das Arbeitslosengeld für Frauen sind im Durchschnittswert nicht existenzsichernd, der Pensionsanspruch, wenn vorhanden, niedrig.

Das bedarfsorientierte Grundsicherungsmodell feministisch zu betrachten heißt, den Fokus im Folgenden auf zwei Aspekte zu legen:

Wie sehr kann Grundsicherung zur Armutsvermeidung von Frauen beitragen?

In welcher Form kann Grundsicherung die Selbstbestimmtheit von Frauen stärken?

Armutsvermeidung von Frauen

Nur eine Minderheit von Frauen ist in der Lage, sich durch Erwerbsarbeit erworbene Ansprüche eine lebensstandardsichernde Existenz zu schaffen. Auf der Tagesordnung stehen vielmehr atypische Beschäftigungsverhältnisse, die die Abhängigkeit und die Armutsgefährdung von Frauen verstärken. Nach einer neueren Studie der Arbeiterkammer arbeiten gegenwärtig 37 % der Frauen in Teilzeit, wenige davon freiwillig, weil eben keine Vollerwerbsarbeit angeboten wird oder die Tätigkeit der Kindererziehung und Pflege an den Frauen hängt – Tätigkeiten, die die Ökonomin und Universitätsprofessorin Luise Gubitzer als „informelle Tätigkeiten“ bezeichnet und die per se unbezahlt sind.

Dabei gäbe es interessante Arbeitszeitmodelle, die auf eine Verkürzung der Normalarbeitszeit abzielen, „zum Beispiel von Adelheid Pissecker (*deutsche feministische Ökonomin, Anm.*), wonach etwa eine Kombination aus einer Grundsicherung und aus einer Teilzeitarbeit möglich wäre. Denn es geht ja nicht darum, Einkommen und Arbeit sozusagen ganz voneinander zu entkoppeln, sondern eben gerade darum, sinnvollere Kombinationsmöglichkeiten zu finden“, so die Sozialexpertin der Armutskonferenz, Michaela Moser.

Gefährlich erscheint bei der Grundsicherung die Gefahr eines Lohndumpings: Unter-

nehmen könnten auf dieser Basis versuchen, Löhne zu drücken – ein Problem, das vor allem bei Frauen größer zu sein scheint, denn, so Luise Gubitzer, „Frauen haben teilweise eine schwächere Verhandlungsbasis und können sich womöglich bei Lohnverhandlungen schlechter durchsetzen als Männer“. Hier müsste es um eine Stärkung im Ausverhandeln von Arbeitsverträgen gehen.

Stärkung der Selbstbestimmung

Durch eine neue und andere Verteilung und Einschätzung von Arbeit würde der Arbeitsmarkt entlastet werden, und es wäre Frauen eher möglich, das eigene Leben rationeller zu gestalten.

Es geht also um Fragen im Lebenszyklus von Frauen: um Optionen des Ausstiegs, der Unterbrechung, der Neuorientierung, der Alternativen.

Bezogen auf die Teilzeitarbeit von Frauen könnte Grundsicherung Frauen einen „Handlungsspielraum“ eröffnen. Frauen würden wohl weiterhin in Teilzeit bleiben, „aber sie hätten die Möglichkeit, sich die Teilzeit freier auszusuchen, (...) und hätten damit einen Verhandlungsspielraum, was zumutbar ist, was sie annehmen müssen“, so Luise Gubitzer.

In Folge könnte eine solche Überlegung Sicherheit schaffen. „Also heute in Österreich zu wissen, egal, was mir passiert, ich bin sozialversichert und habe 800 Euro sicher“; das wäre – so Gubitzer weiter – ein Wissen, das die existenzielle Grundangst nehmen würde.

Auf Fragen der Armutsvermeidung bei und Selbstbestimmung von Frauen scheint das bedarfsorientierte Modell der Grundsicherung ungenügend zu antworten. Eine öffentliche und politisch relevante Diskussion, die an diesen Punkten ansetzt, scheint in Österreich bisher unvorstellbar zu sein.

Diese Nachlese basiert auf der „Radio Stimme“-Sendung vom 23. November 2006. Der Text ist um die Ergebnisse der zwischenzeitlich wieder aufgenommenen Koalitionsverhandlungen erweitert und geht etwas intensiver auf die Konsequenzen eines solchen Modells für Frauen ein. Nähere Informationen über das Radio-Projekt sowie das digitale Audioarchiv finden Sie auf der Website der Initiative Minderheiten: www.initiative.minderheiten.at/Radio

Lilli Frysak
ist Redakteurin bei „Radio Stimme“
– der Sendung der Initiative Minderheiten.



Das Bildnis eines behinderten Mannes

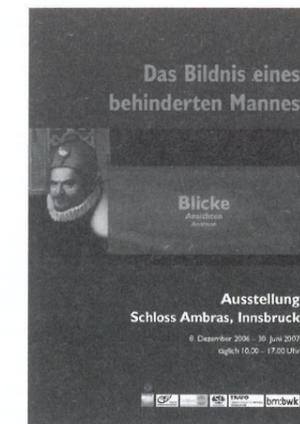
In der Kunst- und Wunderkammer von Schloss Ambras bei Innsbruck hängt seit dem 16. Jahrhundert das Bildnis eines behinderten Mannes, das wissenschaftlich bisher nicht beachtet wurde. Eine Ausstellung widmet sich aktuell diesem international einmaligen Dokument zur Geschichte von Behinderung. Sie ist das Ergebnis eines Forschungsprojekts aus dem Wissenschaftsprogramm TRAFÖ des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kunst, in dem das Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Innsbruck, das Kunsthistorische Museum Wien – Schloss Ambras sowie *Selbstbestimmt Leben Innsbruck* zusammengearbeitet haben.

„Das Bildnis eines behinderten Mannes“ wirft viele Fragen auf: Welche Rolle hatten behinderte Frauen und Männer im 16. Jahrhundert? Welche Blicke wurden damals auf sie gerichtet? Und: Sind die Blicke auf behinderte Personen heute anders? Wie wollen behinderte Personen sich selbst sehen und darstellen? Die Ausstellung nähert sich spielerisch, lehrreich, historisch und künstlerisch an den Umgang mit Darstellungen von Behinderung. Durch das Gegenüber- und In-Frage-Stellen unterschiedlicher Blicke

verdeutlicht die Ausstellung den Wandel der Betrachtungsweise von Behinderung bzw. von Menschen mit Behinderung: vom Sammlungsobjekt zum Dokument der Existenz, von der medizinischen Diagnose zur kulturellen Bedeutung, von der Fürsorge zur Gleichstellung und von der Fremdbestimmung zur Selbstbestimmung. Ergänzend erscheint eine Publikation, die einführende Texte, einen Ausstellungskatalog und ein kleines Wörterbuch zum Bildnis des behinderten Mannes beinhaltet.

Die Ausstellungsräume im historischen Hochschloss sind für RollstuhlfahrerInnen über eine längere Naturweg-Rampe erreichbar. Bei vorheriger Anmeldung ist Schloss Ambras um die Bereitstellung von Unterstützung bemüht.

Das Bildnis eines behinderten Mannes
Blicke, Ansichten, Analysen.
8. Dezember 2006 bis 30. Juni 2007
Schloss Ambras bei Innsbruck
Öffnungszeiten:
täglich 10.00 – 17.00 Uhr
Führungen: Mittwoch und Samstag
um 13.30 Uhr
Für Gruppen gegen Voranmeldung:



(01) 52524-745 oder
info.ambras@khm.at
Audioguides in Deutsch, Englisch und
Italienisch

Die Publikation zur Ausstellung ist auch im Buchhandel erhältlich:
Christian Mürner, Volker Schönwiese (Hg.): *Das Bildnis eines behinderten Mannes. Bildkultur der Behinderung vom 16. bis ins 21. Jahrhundert. Ausstellungskatalog und Wörterbuch*
Neu-Ulm: AG Spak Bücher 2006
100 Seiten, € 9,-

red

In Kürze

Erstes Urteil wegen Diskriminierung aufgrund sexueller Orientierung

Erstmals hat ein österreichisches Gericht eine rechtskräftige Entscheidung wegen Diskriminierung am Arbeitsplatz aufgrund sexueller Orientierung nach dem neuen Gleichbehandlungsgesetz gefällt: Ein Salzburger Gericht hat einem Arbeitnehmer Schadenersatz für Diskriminierung und das erlittene homophobe Mobbing am Arbeitsplatz zuerkannt.

Dieter Schindlauer, Präsident des *Klagsverbands zur Durchsetzung der Rechte von Diskriminierungsopfern*, betont die Bedeutung dieses Urteils: „Es sollte alle von Diskriminierung und Belästigung betroffene Menschen motivieren, das Recht zu nutzen, um Gleichbehandlung einzufordern.“ Der Klagsverband trat im Prozess als Nebenintervenient auf. „Im konkreten Fall ging es um einen Salzburger LKW-Fahrer, der sich offen zu seiner Homosexualität bekennt“, berichtet Thomas Majoros, der Anwalt des

Klägers: „Wegen seiner Homosexualität wurde der LKW-Fahrer hauptsächlich von zwei Lagerarbeitern einer Spedition, zu der er täglich für Be- und Entladetätigkeiten fuhr und noch immer fährt, über einen längeren Zeitraum verspottet. Dabei fielen obszöne Ausdrücke und andere diskriminierende Äußerungen.“

Der LKW-Fahrer machte beim Landesgericht Salzburg einen immateriellen Schadenersatz geltend. Er forderte von den beiden Lagerarbeitern jeweils nur den gesetzlich geregelten Mindestbetrag von 400 Euro, so Anwalt Majoros.

„Wir sind höchst erfreut über den positiven Ausgang dieses Verfahrens“, erklärt Kurt Krickler, Generalsekretär der Homosexuellen Initiative (HOSI) Wien, die Gründungsmitglied des Klagsverbands ist. „Für uns ist das Urteil ein wichtiges Signal, das allen Lesben und Schwulen Mut machen sollte, sich gegen Diskriminierung in der Arbeitswelt zur Wehr zu setzen.“

Latsis-Preis an Rainer Bauböck

Der hoch angesehene Latsis-Preis 2006 wurde dem Wiener Politikwissenschaftler Rainer Bauböck verliehen. Bauböck, so die Begründung, sei ein würdiger Preisträger, der für seine international anerkannte Arbeit im Bereich der Migrationsforschung auszuzeichnen sei. Der Europäische Latsis-Preis ist mit 100.000 Schweizer Franken dotiert und wird durch die *European Science Foundation* (ESF) im Auftrag der Latsis-Stiftung an Einzelpersonen oder Gruppen vergeben.

Rainer Bauböck, derzeit noch am Institut für europäische Integrationsforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften tätig, arbeitet bereit seit den frühen 80er Jahren über den Themenkomplex Migration, Integration und Staatsbürgerschaft. Sein Buch *Transnational Citizenship. Membership and Rights in International Migration* (1994) gilt als Standardwerk. Ab Jänner 2007 wird er seine wissenschaftliche Arbeit am European University Institute in Florenz fortsetzen, wohin er als Professor berufen wurde. Wir gratulieren herzlich.

red

„schreiben zwischen den kulturen“ 2006

Seit 1997 vergibt exil im Wiener Amerlinghaus die Literaturpreise „schreiben zwischen den kulturen“ zur Förderung der Literatur von ZuwanderInnen und von Angehörigen ethnischer Minderheiten in Österreich. Im November 2006 wurden die Preise bereits zum zehnten Mal vergeben.

Foto: Stefan Max Moser



Oxana Filippova erhält den Hauptpreis

Ziel der Literaturpreise „schreiben zwischen den kulturen“ ist die Förderung von AutorInnen, die nach Österreich eingewandert sind oder einer ethnischen Minderheit angehören und sich mit ihrer Situation „zwischen den kulturen“ literarisch auseinandersetzen – in deutscher Sprache. Die Literaturpreise

werden ab 2007 sogar in acht Kategorien vergeben. Dazugekommen ist ein DramatikerInnen-Preis, dotiert mit 2000 Euro, finanziert von den *wiener worttaetten*. Die Texte der PreisträgerInnen werden in einer jährlich erscheinenden Anthologie veröffentlicht.

So versteht sich die *edition exil* auch als „Sprungbrett“ für junge Talente, zu sehen an der Erfolgsgeschichte des bulgarischen Autors Dimitré Dinev, der durch „schreiben zwischen den kulturen“ entdeckt worden ist und in der *edition exil* seinen ersten Erzählband *Die Inschrift* veröffentlicht hat.

Diesen Weg bestätigt nicht nur ein wachsendes Interesse seitens der literaturinteressierten Öffentlichkeit, sondern auch die jährlich steigende Anzahl von Einreichungen, über deren Qualität eine regelmäßig wechselnde Jury, bestehend aus VertreterInnen der Literatur wie der Literaturkritik, entscheidet.

Feridun Zaimoglu war neben der jungen, aus St. Petersburg stammenden Autorin Jula Rabinowich, selbst Preisträgerin 2003, und dem Journalisten Wolfgang Freitag prominentes Mitglied der diesjährigen Jury.

sprachflüge (*edition exil* 2006), die Anthologie zum Literaturpreis „schreiben zwischen den kulturen“ 2006 mit Texten von Oxana Filippova, Rhea Krcmárová, Güler Alkan, Carina Nekolny, Barbara Waringer

Im Swing gegen den Gleichschritt

1948 rief der Wiener Polizeipräsident Holoubek zu einer „Entschlurfungsaktion“ auf; 1957 warnte die Wiener *Rathauskorrespondenz* unter dem Titel „Der Schlurf und die fesche Katz“ vor „Verwahrlosungstypen“. „Du siehst ja aus wie ein Schlurf!“ war ein Satz, den man in Österreich bis weit in die 60er Jahre von besorgten Eltern hören konnte.

Weniger bekannt ist allerdings, dass der Begriff „Schlurf“ als Feindbild vom „asozialen und staatschädigenden“ Jugendlichen unter dem nationalsozialistischen Regime entstanden ist. Spätestens seit dem 1993 gedrehten Film *Swing Kids* sind die Berliner und Hamburger „Swings“ ein Begriff. „Zazous“ hießen sie in Paris und „Potapki“ in Prag.

VertreterInnen dieser Subkultur verband die gemeinsame Liebe zum Swing und die Ablehnung der „jugendlichen Ideale“, die von den Nazis propagiert wurden: Kurzhaarschnitt und Marschmusik, Gleichschaltung und Gleichschritt. Die (ost-)österreichischen, vorwiegend aus dem Arbeitermilieu stammenden Brüder und Schwestern der Swings nannten sich „Schlurfs“, und ihr zunächst aktiver Ungehorsam in Form des Auslebens eines alternativen Lebensstils radikalisierte sich mit der zunehmenden Repression des Nazi-Regimes gegen sie, und nicht wenige Schlurfs schlossen sich Widerstandsgruppen an oder bildeten selbst welche, die vom Regime gnadenlos verfolgt wurden.

und SchülerInnen des Haydngymnasiums versammelt die prämierten Texte der PreisträgerInnen 2006 und ergänzt sie mit ausführlichen Interviews.

Dass die sprachliche Auseinandersetzung mit Fragen der Identität(-en) und Erfahrungszusammenhängen aus der Perspektive der MigrantInnen durchaus nicht lustlos oder ironiefrei sein muss, dafür ist der diesjährige Sieger-Text der zwischen Wien und St. Petersburg lebenden Oxana Filippova, „Alle Menschen sind Schwestern“, ein lustvoll-angenzwinkernder Beweis. Das Klischee der „traurigen Minderheitenliteratur“, schön in eine kleine, überschaubare, kontrollierbare Schublade verstaut, soll hier nicht erfüllt werden.

Das Jubiläum der zehnten Preisverleihung „schreiben zwischen den kulturen“ fand im Rahmen eines Festakts am 11. November 2006 im Amerlinghaus statt. Der große Publikumsandrang sprengte beinahe die räumlichen Kapazitäten. Die Auszüge aus der an diesem Abend präsentierten Textsammlung *sprachflüge*, gelesen von der SchauspielerIn Silvia Meisterle, wurden vom Publikum begeistert aufgenommen.

Informationen zu aktuellen Veranstaltungen und zum Verlagsprogramm der *edition exil* sowie zur *Ausschreibung 2007* finden Sie auf: www.editionexil.at www.zentrumexil.at Einsendeschluss der Texte für den Literaturwettbewerb 2007: 30. März 2007.

exil

Wolfgang Beyer, Monica Ladurner und Katja Schröckenstein nehmen sich nun in einer filmischen Dokumentation mit dem Titel *Schlurf* dieser weniger bekannten Episode der Zeitgeschichte an. Der Film ist aber keine klassische historische Dokumentation, sondern wird von der gegenwartsbezogenen Frage getragen: „Was hätten wir getan, wenn man unsere Musik und Lebensart verboten hätte?“ Erzählungen von Zeitzeuginnen sowie Archivmaterial kommen in einem Kontext vor, der im wahrsten Sinn „historisch“ ist: von der Gegenwart aus befragte Vergangenheit. Auch die Musik und die Tänze wurden (von *Fatima Spar* und *die Freedom fries* bzw. *Some like it hot*) für den Film neu interpretiert.

Schlurf wird zuerst im März 2007 im Rahmen der Diagonale gezeigt; Ausstrahlungen in ORF, 3sat und WDR sind geplant.

red

Natacha Atlas in Wien

Petra Pfisterer und Ariane Sadjed

„*Bush and Blair made things much worse.*“ In dem Interview zu ihrem Konzert in Wien, im Rahmen von Salam.Orient 2006, trafen wir auf eine Künstlerin mit einer klaren politischen Meinung. Wir sprachen mit Natacha Atlas über Politik und den Stellenwert, den Musik in ihrem Leben einnimmt.

Die Sängerin erschien zum Interview mit ihrem Cousin Aly Abdel Alim, dem hervorragenden Percussionisten und Co-Texter ihrer Band. Beide leben sie in England und erzählen, dass ihr Weg, mit ihren Wurzeln in Verbindung zu bleiben, die Musik ist. Schon Alys Vater ist Percussion-Spieler, ein anderer Onkel spielt Oud; traditionelle arabische Musik begleitet Natacha Atlas also seit ihrer Kindheit. Die Grundrhythmen ihrer Musik, sagt sie, sind ägyptisch, oder allgemeiner gesagt: arabisch, und werden mit modernen elektronischen Beats kombiniert. Dazu entstehen in der Band in Zusammenarbeit Melodien, und Natacha schreibt arabische Texte dazu.

„Ich habe ägyptische Wurzeln. Ob in London oder in Ägypten, man fühlt, dass in beiden Regionen etwas fehlt. Den Westen mit dem Nahosten zu vermischen – das ist es, was fehlt. Musik ist unser Weg, uns auszudrücken.“ Und so verbinden sie oft sehr erfolgreich arabische Wurzeln und europäische Tradition.

Obwohl ihre Musik nicht explizit politisch ist, bezieht Natacha Atlas im Interview eindeutig Stellung zu aktuellen politischen

Themen. Die Zerstörung des Libanon, dem demokratischsten Regime im Nahen Osten, hätte die Polarisierung zwischen der arabischen Welt und dem Westen nur verstärkt und zu einer weiteren Radikalisierung beider Seiten geführt. Die mächtigere Seite sollte in einem Konflikt mehr Verantwortung übernehmen, aber das Gegenteil sei der Fall. Auch im Palästina-Konflikt hätte Europa ihrer Meinung nach eine klarere Position beziehen müssen. Sie kritisiert außerdem, dass die Meinung von Minderheiten in England nicht gehört werde, und zitiert in diesem Zusammenhang J. F. Kennedy: „If peaceful protest is impossible, violent protest is inevitable.“

Auf ihren Glauben angesprochen, sagt die Sängerin, er sei für sie sehr wichtig, aber nicht im dogmatischen Sinn. Als Künstlerin kreiert sie ihre eigene Form des Glaubens. Ihre Verbindung mit dem Spirituellen ist für sie eine persönliche und individuelle Angelegenheit, die sie beispielsweise durch Elemente des Sufi-Tanzes der Derwische auch in ihrer künstlerischen Performance einbaut.

Als grandiose Sängerin präsentierte sich Natacha Atlas am nächsten Tag in ihrem Konzert im Mozartsaal des Wiener Konzerthauses. Ihre sechsköpfige Band besteht aus absoluten Profi-MusikerInnen, die mit ihrem Publikum umzugehen wissen. Natacha Atlas wechselte mehrmals das Kostüm und bezauberte mit beeindruckenden Tanzeinlagen. Die spirituelle Seite der Musik wurde in ihrem Sufi-Tanz sichtbar, und ihre Bauchtanz-Darbietung war faszinierend. Auch die Rap-Ein-



Foto: Salam.Orient

lage der Londoner Background-Sängerin und das fulminante Percussion-Solo von Cousin Aly waren herausragende Bestandteile des facettenreichen Konzerts. Gesungen wurde natürlich in mehreren Sprachen: hauptsächlich arabisch, aber auch französisch und englisch.

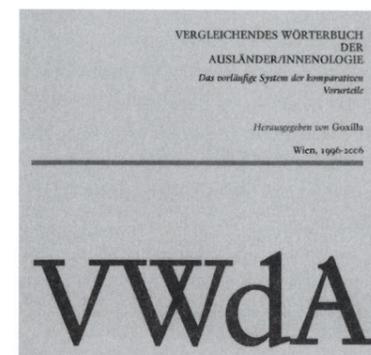
Allein der Mozartsaal war nicht geeignet für die energiegeladenen Rhythmen der Natacha Atlas; denn mit Ausnahme weniger Balladen war die Musik hauptsächlich eine tanzbare. Man fühlte sich auf den engen Sitzreihen etwas eingezwängt, und erst als die Sängerin das Publikum aufforderte zu tanzen, trauten sich die meisten, die Klappsessel zu verlassen und zur Bühne nach vorne zu gehen. Dafür wurde zu den letzten Nummern dann umso ausgelassener getanzt. Die neue CD, die im April dieses Jahres erschienen ist, trägt den Titel *Mish Maoul* – ein oft gebrauchter arabischer Ausdruck, der auf Deutsch so viel bedeutet wie „unmöglich!“.

teile“, so der Untertitel. Von *Antirassismus* bis *Civilcourage* kann der/ die Leser/ in darin die im *Volk* (eben: v.) verbreitete, oder aber die *liberale (links) & alternative (la.)* Version von Aussagen nachlesen, die im wirklichen Leben durchaus so vorkommen (können).

Goxilla tut nicht viel mehr, als den Jargon der von Funk, Fernsehen und „Szene“ bekannten „Ausländer/innenologie“ durch Verdichtung zu verfremden. Die zwischen 1996 (damals teilweise auch in diesem Heft veröffentlicht) und 2006 entstandenen kleinen Meisterwerke zeichnen sich aber, im Gegensatz zum bierernsten Leben, durch wohlthuenden scharfzüngigen Humor aus. Zu bestellen unter: www.vwda.at.

red

Vergleichende Ausländer/innenologie



Unter „Ausländer“ etwa kann darin zweierlei gelesen werden – in der (v.)-Version heißt es: „ein Mann, der anders aussieht, anders riecht, anders spricht; der seine Frau unterdrückt und seine Kinder terrorisiert“; die (la.)-Version lautet hingegen: „ein hilfloses, ehrliches, liebenswertes, fleißiges Wesen männlichen Geschlechtes, das aus lauter Not in unser Land gekommen ist“. Die Rede ist vom VWdA, *Vergleichenden Wörterbuch der Ausländer/innenologie*, dem von einem gewissen Goxilla gerade herausgegebenen „vorläufigen System der komparativen Vorur-

Handbuch für interkulturelles Medien-Training



Bildungszentrum BürgerMedien (Hg.): *Intercultural Media Training in Europe. Handbuch für TrainerInnen und RedakteurInnen*

kopaed verlag : München 2006
132 Seiten; € 15,-

Das Handbuch für Interkulturelles Medientraining entstand im Rahmen des zweijährigen Projekts *Inter.Media*. Acht Partnerorganisationen aus Tschechien, der Schweiz, der Türkei, aus Irland, Deutschland und Österreich entwickelten ein umfassendes

Curriculum zum Thema interkulturelle Medienarbeit, das sich vorrangig an nicht-kommerzielle Community-Medien richtet. Österreichischer Partner war der *Verband Freier Radios Österreich* (VFRÖ).

Das Curriculum besteht aus drei eng miteinander verbundenen Modulen und zeigt, wie interkulturelle journalistische und organisatorische Kompetenz gezielt geschult werden kann. Das Handbuch, das am Rande auch die Entstehung und den Verlauf des EU-Sokrates-Projektes dokumentiert, besteht aus drei entsprechenden Teilen.

Modelle interkultureller Organisations- und Kommunikationsformen in Bürgermedien beschäftigt sich mit dem Zugang von MigrantInnen und anderen Minderheiten zu Medien. Bestehende Strukturen in Medienorganisationen werden auf ihre Offenheit für Diversität hin analysiert. Anschließend werden Strategien für nicht-diskriminierende interkulturelle Organisation erarbeitet.

Mehrsprachiges und interkulturelles Radio beinhaltet Vorschläge für die Integration interkultureller Ansätze in die Ausbildung von RedakteurInnen. Die TeilnehmerInnen

probieren Möglichkeiten mehrsprachiger Sendungsgestaltung aus.

Journalismus gegen Rassismus / Internationale Vernetzung und Nutzung des Internets beschäftigt sich mit der wichtigen Rolle nicht-rassistischer Berichterstattung und macht die WorkshopteilnehmerInnen mit Methoden der Online-Recherche und -publikation vertraut. Zusätzlich lehrt dieses Modul den Umgang mit Audio-Livestreaming.

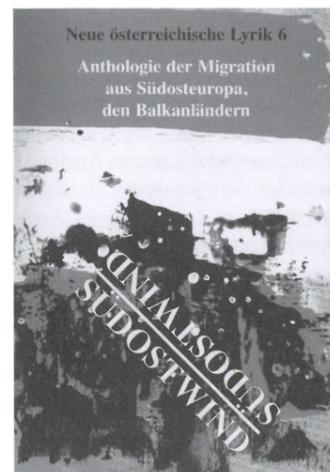
Alle Module sind im vorliegenden Buch hinsichtlich ihrer organisatorischen Voraussetzungen, Zielgruppen, inhaltlichen Zielsetzungen, Lernmaterialien und Abläufe genauestens beschrieben. Auch die methodische Umsetzung wird durch Erklärungen und Beispiele unterstützt. Das Handbuch eignet sich dadurch sowohl als Anleitung für TrainerInnen wie auch zum Selbststudium. Das Handbuch mit einer interaktiven CD-ROM ist auf Englisch oder Deutsch bei den ProjektpartnerInnen oder direkt beim Verlag erhältlich (www.kopaed.de, info@kopaed.de). Die CD-Rom enthält Handouts, detaillierte Methodenbeschreibungen, Evaluationsbögen und Audiobeispiele.

Weitere Informationen:
www.intermedia-online.org

Petra Pfisterer

Eine Spur hinterlassen

Edin Prnjavorac/Veronika Nitsche (Hg.): *Südstwind. Anthologie der Migration aus Südosteuropa, den Balkanländern*
EYE-Verlag: Landeck 2006
152 Seiten; € 19,-
Bestellung: www.brg-landeck.tsn.at/~eye



Gerald Kurdoğlu Nitsche, viele Jahre Lehrer am Österreichischen St. Georgskolleg in Istanbul, Gründungsmitglied der *Initiative Minderheiten* und Autor der „Briefe aus Istanbul“ in der *STIMME* seit 1993, gründete vor einigen Jahren den *EYE-Verlag*, um die „Literatur der Wenigerheiten“ einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Nach zahlreichen Büchern, die von der Jenseits- und Roma-Literatur über die jüdische Dichtung bis hin zur Literatur der Migration aus der Türkei gewidmet waren, legt der Verlag nun eine neue Anthologie vor, die sich der literarischen Arbeiten von MigrantInnen aus Südosteuropa annimmt – auch diesmal verstanden als „neue österreichische Lyrik“.

Die Anthologie umfasst Lyrik-Beiträge von über 40 Autorinnen und Autoren, durchgehend jeweils zweisprachig. Manche der Texte umkreisen die Migration als Erfahrung, so etwa „Heimweh“ der in Albanien geborenen Kozeta Dragoj Wolf:

„Ich bin fern .../und/allein .../Niemand/ versteht/meine Tränen/die seit langem flossen/die fließen/ohne Unterlass (...).“

Manche wiederum kommen nicht unbedingt als „klassische“ Migrationsliteratur daher, wie das Gedicht von Anna Guentcheva (geb. 1973 in Bulgarien):

„Schwarze Reihen/ohne Gesicht und Geschlecht/Silhouetten der Nacht/namenlose Landstreicher/blinde Wanderer./Wir – die Schatten (...).“

Allen Texten ist aber eines gemeinsam: ein ungewöhnter, bisweilen auch rhythmisch neu klingender Ton und die – nicht unbedingt von „Fremdheit“ herrührende – Furchtlosigkeit vor dem Ebenklang und dem Lyrischen. Nicht zuletzt in diesem Sinne ist *Südstwind* eine „Einbürgerung verschiedener Sprachen“ in die hiesige, wie Bundespräsident Dr. Heinz Fischer in seinem Geleitwort betont. Es ist ein Wind, der jenseits aller (kultur-)politischen Überlegung dazu verleiten könnte, der Dichtung in Österreich neue Horizonte zu eröffnen. Wie der in Kroatien geborene Autor Ninoslav Marinković in seinem Gedicht schreibt:

„Es sollen diejenigen, die später kommen/wissen, dass du da warst.//(...)Bitte, hinterlass eine Spur.“

mh

Grolls halbprivater Giro d'Italia

Erwin Riess:
Der letzte Wunsch des Don Pasquale
Otto Müller Verlag: Salzburg 2006
392 Seiten; € 20,-

In zahllosen Ausgaben dieser Zeitschrift pflegten der Rollstuhlfahrer Groll und sein Widerpart, der Soziologie-Privatdozent Tritt, verbal ausgiebig zu scharmützeln (sie gehören quasi zum STIMME-Stammpersonal). Das ist auch im nun erschienenen zweiten Roman von Erwin Riess, „Der letzte Wunsch des Don Pasquale“, nicht viel anders – selbst wenn der Dozent erst nach einiger Zeit ins Spiel kommt.

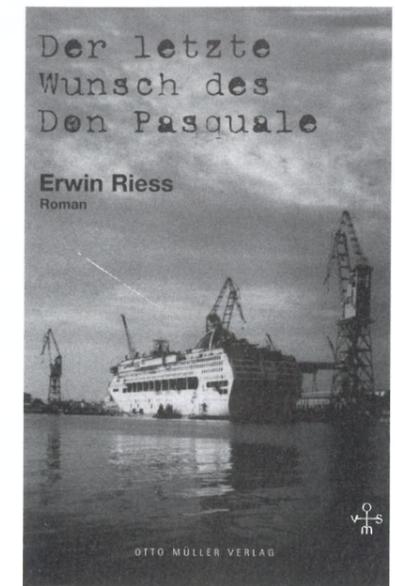
Die Leserschaft der *STIMME* hat einen enormen Startvorteil – führen doch der linientreue Grollstuhl- und der aufstiegsbewusste Trittbrettfahrer seit Jahren ihre Dialoge über Gott, die Welt und fast alles dazwischen in jeder neuen Ausgabe (und auch in dieser). Und das zur wachsenden Freude des Publikums.

Die kurzen Szenen von Erwin Riess, die in der *STIMME* meist eine Seite nicht überschreiten, lassen sich allerdings nicht so einfach in die Romanform übertragen – da ist eine andere Dramaturgie nötig. Während in den Szenen neckischer Verbalradikalismus und schneckscher Reformismus die Themen vom Standpunkt des Rechthabens auf niedriger Freundschaftsstufe argumentieren, braucht die epische Großform Roman weiteres Personal, Ortswechsel sowie eine spannende Handlung, die die Leserschaft bei der Stange hält. Auch die Aufteilung des „Sympathiebudgets“ für die nun zahlreicheren Figuren gilt es so zu variieren, dass der Charakter der zwei „Helden“ nicht verloren geht – kein Problem für einen Autor wie Erwin Riess, der in zahlreichen literarischen Genres (unzählige Groll/Tritt-Szenen, der Romanerstling *Giordanos Auftrag*, Theaterstücke, Hörspiele, Essays) sattelfest ist.

„Folgendes: An einem schwülen Junitag des Jahres 1986 stand am Times Square ein Rollstuhlfahrer. (...) Vor ihm hatte sich ein schwächlicher Mann auf die Fersen gehockt. (...) Die beiden Männer, die nicht mehr jung, aber auch noch nicht vom Verfall gezeichnet waren, lieferten sich ein Schreiduell.“ So, mit dieser Kurzpräsentation von Groll und Tritt, beginnt der neue Roman von Erwin Riess, und es spricht (im Buch in Kursivschrift) der fiktive Herausgeber des Bandes – der New Yorker Ex-Mafioso Giordano –, der im Verlaufe noch viele Kommentare, Brief- und Tagebuchexzerpte aus alten Zeiten beisteuern wird. Streng vom fernen Herausgeber, der die Fäden zieht, zu trennen ist allerdings der Ich-Erzähler des Romans, unser alter Freund Groll, der wieder in Giordanos Auftrag unterwegs ist und dabei den letzten Wunsch des sizilianischen Paten Don Pasquale erfüllen soll.

Dieses greise Clan-Oberhaupt, das starke Züge eines mächtigen, von allen verehrten Großfürsten trägt, wünscht sich in den letzten Tagen seines Erdendaseins, noch einmal seine Enkelin Angelina sehen zu können, die als leicht autistisches Kind in einem friulanischen Internat aufbewahrt ist. Eine einfache Anreise des Mädchens ist unmöglich, da ihr Vater, ein Polizeihauptling und korrupter Politiker der Lega Nord, mit dem eigenen Mafia-Vater im jahrzehntelangen Streit liegt. Also erhält der finanziell gerade klamme Wiener Rollstuhlfahrer Groll, der für Giordano Kolumnen schreibt und Aufträge erledigt, von diesem die nicht leicht abzulehnende Empfehlung, für den raschen und sicheren Transport des Mädchens von Norditalien nach Sizilien zu sorgen. Auch der Dozent Tritt (Sicher ist sicher!, denkt sich der mit den realen Verhältnissen in Wien nicht voll vertraute Giordano im fernen New York, der dem alten Paten schwer verpflichtet ist) wird verständigt, er möge auf Groll und dessen Aktionen ein wachsames Auge haben.

Bereits die Anreise nach Italien mit Josef II., dem neuen Rollstuhl, in seinem altvertrauten R5 gibt Groll genügend Gelegenheit, die Welt zu kommentieren, ihre behindertenfeindliche Einrichtung zu kritisieren und Gedanken



über die Schifffahrt und deren Bedeutung nachzuhängen. So wie sich das alles anlässt, ähnelt es der gut bezahlten Eskortierung eines pflegeleichten jungen Mädchens durch Italien, deren Urlaubscharakter sich wohl ohne große Anstrengungen ausbauen ließe.

Doch die Turbulenzen lassen nicht lange auf sich warten. Der lange Arm der sizilianischen Mafia ist anfangs etwas störend, dann aber auch recht hilfreich, als Groll bei seinem Mädchentransport ins Visier zweier junger brutaler Neonazis aus Wien gerät, die unbedingt ein Requisit eines italienischen KZ-Museums (eine Peitsche, mit der die Gefangenen gequält worden waren) in ihren Besitz bringen wollen, das sich just Angelina in einem unbeobachteten Moment angeeignet hat. Und der so selbstsichere und auf seine Moral pochende Groll muss feststellen, dass er in Ausnahmesituationen selbst vor einem Mord nicht zurückschrecken würde – wenn auch nur in Fieberträumen und Gedanken. Und der meist zu spät kommende Soziologe Tritt hat wie immer keine Lösungen für Probleme zu bieten, aber wohlfeile Welterklärungen auf Lager.

Um es nicht im Dunklen zu lassen: Der letzte Wunsch des Don Pasquale geht schlussendlich noch in Erfüllung, wenn auch nur für ganz kurze Zeit. Auch das langsame Sterben dieses Mafia-Paten beschreibt Erwin Riess souverän, in der Hauptsache aber geht es ihm wohl um die Folie, vor der er politische Entwicklungen und soziale Kämpfe darstellen will und kann. Dass zahlreiche Abenteuer und Milieuschilderungen mitgeliefert werden, nimmt der Leser dankbar als Zuwaage.

Erich Demmer

Das Drogengeschäft und der Staat



Meropi Tzanetakis: *Der verlorene Krieg. Drogenbusiness und Staatlichkeit in Westeuropa*

Tectum Verlag; Marburg 2006
202 Seiten; € 24,90

Meropi Tzanetakis gelingt eine kritische Analyse der Verflechtung von Organisierter Kriminalität und Staatlichkeit, ohne dabei einer Diabolisierung von DrogenkonsumentInnen und -produzentInnen das Wort zu reden

Was das Buch von Meropi Tzanetakis von anderen Publikationen zum Thema „Drogen“ unterscheidet, ist der Versuch, die Auswirkungen der Kriminalisierung und die damit entstandenen Formen Organisierter Kriminalität nicht nur mit den vom Staat geschaffenen Bedingungen, sondern auch mit den Auswirkungen auf Staatlichkeit zusammen zu denken.

Überzeugend ist ihre Analyse vor allem in der verständlichen Aufbereitung eines umfangreichen empirischen Materials. Ihre Beschreibung der Auswirkungen auf die Staatlichkeit der Herstellerländer, am Beispiel Kolumbiens, zeigt die „Drogenproblematik“ von einer in Westeuropa ungewöhnlichen Perspektive, jener der Herstellergesellschaften. Tzanetakis untersucht genau die unterschiedlichen Akteure und die Verstrickungen von Guerilla, Paramilitärs und staatlichen Strukturen in den Drogenhandel

und unterscheidet dabei durchaus Funktion und Intention der Beteiligung von Guerilla und Paramilitärs. Leider fällt die Analyse der US-Politik in diesem Zusammenhang weniger detailliert aus. Hier wird meist nur von „den USA“ gesprochen, ohne einzelne Akteure oder Phasen der US-Politik zu unterscheiden.

Die Konstante, Lateinamerika als „Hinterhof“ der eigenen Politik zu betrachten, ist in der konkreten Ausformung der politischen Interventionen in diesen Hinterhof ja durchaus auch von Brüchen – etwa mit dem Ende des Kalten Krieges – gekennzeichnet. Debatten innerhalb der USA, insbesondere in diversen oppositionellen Bewegungen – etwa den *Black Panther* – mit ihrer Anti-Drogen-Politik werden nicht reflektiert.

Umso detaillierter ist hingegen dann wieder die Analyse der westeuropäischen Drogenpolitik und den Rahmenbedingungen für die Organisierte Kriminalität, die erst durch die Illegalisierung des Drogenmarktes vom Staat geschaffen werden. Die geschilderten praktischen Auswirkungen der Prohibitions politik – nicht nur auf die KonsumentInnen, sondern auch auf die Gesellschaften und politischen Systeme Westeuropas – können dabei nur als Aufruf für eine drastische Richtungsänderung EU-europäischer Drogenpolitik gewertet werden.

Tzanetakis' theoretische Überlegungen in Bezug auf die Auswirkungen auf die Staatlichkeit der vom Drogenhandel stark betroffenen Staaten gehen vom Staatsbegriff Max Webers aus, berufen sich, was die aktuellen politikwissenschaftlichen Debatten betrifft, aber auf ein relativ traditionelles Staatszerfallsmodell, wie es etwa von dem in der deutschen Politikberatung tätigen Ulrich Schneckener vertreten wird. Allerdings erkennt die Autorin im Gegensatz zu Schneckener selbst den Zusammenhang zwischen einer neoliberalen Wirtschaftspolitik und der Schwächung von Staatlichkeit. Dass sie hier eine Verbindung zwischen dem illegalisierten

Drogenmarkt und anderen ökonomischen Sektoren wie der Wirtschaftspolitik im Allgemeinen konstatiert, gehört sicher zu den Stärken ihrer Analyse.

Zu den interessantesten Passagen des Buches zählt sicher auch die These von „Drogen“ als „nützlichem Feind“. Nicht um die Bekämpfung von Drogenabhängigkeit selbst ginge es westlichen Regierungen, sondern darum, mittels Drogenprohibition gegen bestimmte unerwünschte gesellschaftliche Gruppen vorzugehen. Die Autorin erwähnt hier als Beispiel die „aus der Studentenbewegung der 1960er und 1970er hervorgegangene so genannte Drogenwelle. Durch gezielten Aufbau des Bildes der Bedrohung der Jugendlichen durch Drogen konnte in Wirklichkeit die Veränderungsbewegung kriminalisiert und dadurch größtenteils unterdrückt werden“ (S. 103). Ähnlich könnte wohl auch die mit rassistischen Zuschreibungen versehene Kampagne gegen „schwarzafrikanische Drogendealer“ in Österreich analysiert werden. Weitere Überlegungen zur Verbindung von Rassismus und der Konstruktion von Drogendealern und KonsumentInnen als Feindbilder könnten im Anschluss an diese Thesen angedacht werden.

Wo das Buch zu anderen Themen abschweift und etwa auch noch eine Schnellanalyse des islamistischen Terrorismus liefern will, werden die theoretischen Überlegungen der Autorin zwar sehr verkürzend. Die Stärke des Buches liegt aber vor allem in jenen Passagen, in denen es konkret versucht wird, das komplizierte Geflecht der Akteure im Drogenbusiness zu analysieren. Hier hat die Autorin eine Fülle an Material zusammengetragen, was sich angesichts der Illegalisierung dieses Marktes sicher alles andere als einfach darstellte. Vor allem gelingt es ihr jedoch, diese Materialfülle auch noch systematisch und lesbar darzustellen und damit einem größeren Kreis an interessierten LeserInnen zugänglich zu machen.

Thomas Schmidinger

Im Dezember 2006

Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn in bleierner Zeit die Weihnachtsglückchen klingen, aber für unsereinen wieder einmal nichts am Christbaum hängt. Dass noch einige Andere ein bisschen blöd aus der Wäsche schauen, ist da nur ein schwacher Trost. Der Genosse Rotlauf zum Beispiel hat mir vor einer Woche ein blaues Aug. verpasst, weil ich immer „Servus Kanzler!“ zu ihm sage und er sich zu Recht verarscht vorkommt. Der ist in letzter Zeit überhaupt nervös und aggressiv, der Rotlauf! Fast klassenkämpferisch, möchte ich fast sagen. Wie da im November die Luxusmesse in der Wiener Hofburg war, hat er nur geknurr, das wäre jetzt die beste Gelegenheit, das Gebäude zu bombardieren: Der Herr Bundespräsident auf Staatsbesuch in Belgien und nur die Fiona drinnen, die dort die Glitzerliege ihres Labels präsentiert. Es sei also kein Kollateralschaden zu befürchten, hat der Rotlauf noch gemeint, und für ihn sei diese Glitzerliege nur das Faulbett des Kapitals.

Das hab ich gleich daheim genau aufgeschrieben, damit ich genügend Material zur Hand habe, wenn der Chef als strahlender Held aus Kärnten seinen Feldzug zur Wiedereroberung Österreichs startet. Das ist ja so eine alte Tradition, erzählt man, von den alten Kaisern: Jahrhundert in einer Berghöhle überwintern, aber wenn die Zeit dafür reif ist, wiederkehren und das Szepter wieder in die Hand nehmen! Von Karl dem Großen sagt man das und vom Barbarossa auch. An irgendwas muss man ja glauben! Jedenfalls habe ich mir einen Safe angeschafft, in dem ich die ganzen Notizen für die Zukunft deponiere – denn in letzter Zeit werde ich schon etwas vergesslich. Dabei ist so viel los bei uns in letzter Zeit.

Sogar der Kommerzienrat Schwarzschanderl ist rundum nur angefressen auf seine Leute. Vor einer Woche hab ich ihn gesehen, wie er im Morgengrauen mehrmals rund um den Teich herum gegangen ist, ins Wasser gestiert hat und dabei gerufen hat: „Der See ist trüb, die Luft ist rein. Lopatka muss

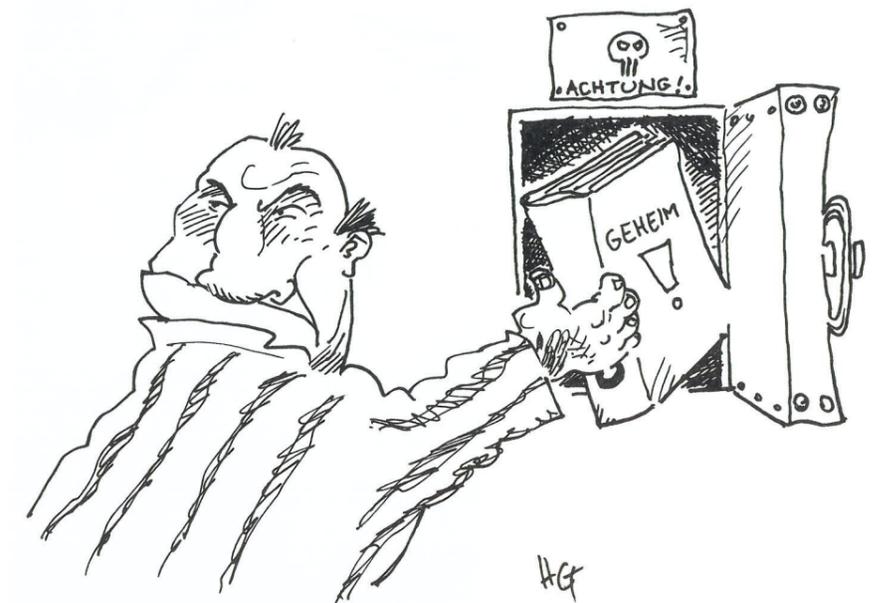
ertrunken sein!“ Und wie dann in der Zeitung gestanden ist, dass der Grasser, der sich grad international mit seiner Wichtigmacherei blamiert hat, ÖVP-Obmann und Vizekanzler werden soll, hat er nur gemeint: „Einen von außen brauchen wir gar nicht! Form ohne Inhalt haben wir in der Partei zur Genüge! Etwa die Silvia Fuhrmann!“ Den Namen hab ich nicht gekannt, also hab ich nachgefragt. Er hat nur geröchelt: „So schaut unsere Zukunft aus!“ Und mir erklärt, dass das die Vorsitzende der schwarzen Nachwuchsorganisation ist, die nur durch seltsame Wortmeldungen in die Medien gelangt. Alles notiert, alles notiert, alles wichtiges Material für meinen Giftschränk!

Der Kamerad Brauntresch und der Herr Grünlinger befinden sich beide in ambulanter ärztlicher Behandlung. Wie das aufgekommen ist, dass die schlagenden Verbindungen verboten werden sollen, hat der Brauntresch mit einem Bierkrügel auf den Rotlauf geworfen, aber der hat sich geduckt und so hat es den Grünlinger getroffen, der zeigen wollte, dass die Grünen hin und wieder auch hinter den Roten stehen können. Da hat die Rauferei noch nicht angefangen. Sondern erst, als der Grünlinger gesagt hat, er sei gegen ein Verbot, aber man solle doch die Schlagenden als echte Exoten in den Tiergarten Schönbrunn überstellen und nach einem etwaigen Hinscheiden für das Naturhistorische ausstopfen wie den schwarzen Soliman. Dann war der Teufel los! Alles notiert, alles notiert, alles wichtiges Material für meinen Giftschränk!

Die Schwester vom Chef, die Haubner Uschi, hat auch in den Gatsch gegriffen. Die

hat als Sozialministerin einen Erlass herausgegeben, kraft dem die Ausländerg'schroppen beim Kindergeld durch den Rost fallen. Das ist zwar weltanschaulich in Ordnung, aber taktisch unklug in der Vorweihnachtszeit, die ja voll ist vom obligaten Humanitätsgedusel. Das hätte man Anfang Jänner machen sollen, wenn alle auf Urlaub sind und keiner das mitbekommt. Oder es überhaupt privatwirtschaftlich angehen (meine Idee!): Eine Schlepperfirma gründen und die Pampers-Pamperletschs bei Nacht und Nebel über die Grenze bringen. Alles notiert, alles notiert, alles wichtiges Material für meinen Giftschränk!

Da haben es die beim Wiener Tierschutzhaus viel pfiffiger gemacht: Eh schon lang pleite, aber damit erst herausrücken im Dezember, wenn die Herzen und die Geldbörsel offen sind, aber das ganze Geld noch nicht gependet ist. Und sonst? Der Dieter Bohlen ist in seinem Haus von Eindringlingen gefesselt und mit Waffen bedroht worden. Das ist entweder eine radikale Version von Modern Stalking oder das erste Auftreten einer akustischen Geschmackspolizei. Und sonst? Die Fräun Natascha Kampusch hat es auch nicht leicht im Leben. Erst 3096 Tage eingesperrt – und dann muss sie noch einen ganzen Tag mit Uschi Fellner verbringen, wie das Gratisblatt „Österreich“ am 12. 12. vermeldete. Dort schreibt noch immer nicht der frühere Krone-Star Staberl seine Kolumne, obwohl manche Kommentare und Leitartikel so aussehen. Und sonst? Unser BZÖ hat viele Parteispenden bekommen, aber bei mir ist nichts angekommen. Hoffentlich wird das kommende Jahr besser!



Erscheinungsort Innsbruck
Verlagspostamt A-6020 Innsbruck
P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben/Stimme-Nr.: 61
Aufgabepostamt A-9020 Klagenfurt
Zul.-Nr.: GZ 02Z031717-S

Rücksendeadresse:
Initiative Minderheiten
Gumpendorfer Straße 15/13
A-1060 Wien



BUNDESKANZLERAMT KUNST



Gefördert aus Mitteln des
Bundesministeriums für
auswärtige Angelegenheiten

